

Heft 2.

Februar 1909.

XII. Jahrg.

"Stern der Neger"



Katholische Missions-Zeitschrift
der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.
Organ des Marien-Vereins für Afrika.

Der heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern
den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K — 2 Mk. — 3 Franken.

Redaktion und Administration: Missionshaus Milland bei Brizen, Tirol.

Inhalt:

Im Bahr-el-Ghazal 25. — Besuch der Christen zu Kässala (Fortsetzung) 29. — Zur Ankunft des Sirdar in Khartum 32. — Kaiserjubiläumsfeier in Khartum 34. — Aus dem Missionsleben: Aus Altigo 36. Missionär und Arzt 37. — Unterhaltes: Doppelte Ketten 41. — Verschiedenes: Der Todeschwur, ein afrikanisches Sittenbild, 47. — Heiteres 48.

Abbildungen: Ein Missionär beim Krankenbesuch. — Post- und Telegraphenamt Tonga. — Wan im Bahr-el-Ghazal. — Schilluifrauen. — Beamtenwohnung am Nilkai in Khartum. — Er lief, was er laufen konnte ...

Gebetserhörungen und -Empfehlungen ließen ein aus: Bozen — Innsbruck — Kirchhellenbach — Lana — Marling — Oberau — Reisenberg — Rüfersdorf — Salzburg — St. Pölten — Seitenstetten — Todtnauberg — Uffing — Völlan — Wien — Zell.

Dem göttlichen Herzen Jesu, der hl. Jungfrau Maria, dem hl. Josef und dem hl. Judas Thaddäus sei Dank gesagt: für außallende Hilfe nach drei Novenen — für glücklich überstandene Krankheit.

Man bittet ums Gebet: für ein blutiges Mütterlein — für eine geistesfranke Mutter — um Befreiung von einem schweren Halsleiden und in vielen andern Anliegen.

Im Falle der Erhörung haben mehrere Veröffentlichung versprochen.

Dem heiligsten Herzen Jesu, der hl. Jungfrau Maria und dem hl. Josef sei Lob, Preis und Dank für Erhörung in vielen Anliegen der Seele und des Leibes.

Dem Memento der hochw. Missionäre und dem Gebete aller Leser werden die folgenden Verstorbenen empfohlen: Frau Maria Trettauer (Fehring); Herr Georg Welsch (Kirchhellenbach); Frau Anna Welsch (Kirchhellenbach); Hochw. P. Modestus Leitner (Seitenstetten); Herr Niederegger (Welsberg); Herr Leonhard Gruber (Niederau); Hochw. Herr Franz Richter (Georgswalde); Hochw. Herr J. Ettl (Waldburn); Frau Maria Kurzmann (Hl.-Kreuz a. Waasen); Herr Baumgartner (Weibern); Frau Kreszenz Willeit (Chrenburg); Hochw. Herr Stephan Knoflach (Innsbruck).

„Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!“

Briefkasten der Redaktion.

Aus Kohlgrub sandte einer 2 Mark in Briefmarken, jedoch ohne Namen. Wer ist es? Damit wir buchen können.

An n. n. Briefporto aus Deutschland nach Österreich ist einfach wie im Inland, also 10 Pfennig, bitte die überzähligen Marken in den Brief zu legen.

Nach Innsbruck. Wie bemerklt, nehmen wir gebrauchte Briefmarken in allen Quantitäten dankbarst

an, doch lohnt es sich mehr, in größeren Quantitäten als Postspatet zu senden. Gewöhnliche Postkarten jedoch nicht, weil keine Verwendung.

Nach Marburg. Die Spenden von den Kindern der Mädchenbürgerschule haben wir ihrem Zwecke zugeführt. Der göttliche Kinderfreund wird ohne Zweifel die milde Gabe für die Heidentinder dem Katecheten sowohl wie auch den Schulfindern reichlich lohnen.

Redaktionschluss: Am 15. Jänner 1909.

Gaben-Verzeichnis vom 8. Dezember 1908 bis 1. Jänner 1909.

In Kronen.

Abtei P. D. 2.—; Abtenau J. Sch. 1.—; Almdorf II. Sch. 1.—; Algund J. M. 1.—; E. M. 1.—; Althofen P. J. R. 4.—; Alt-münster W. d. E. 34.—; Alm J. M. 1.; Amlach T. M. 2.—; Andrian A. L. 1.—; N. N. 18.—; J. H. 6.—; Anthering Pfr. J. F. 2.—; Aschach a. St. W. d. E. 41.—; Attersee W. d. E. 21.48; Au J. B. 3.—; Aubing A. St. 1.07; Auer J. B. 3.—; Augsburg C. B. 7.08; Bach G. J. 3.—; Bachwindl J. R. 2.—; Bad Hall W. d. E. 158.—; Bad Ischl W. d. E. 45.—; Legat 1000.—; Batauszép Pfr. J. R. —90;

Bichlbach M. M. 1.—; Bozen M. Sch. 3.—; Kan. A. D. 1.—; Brixen Dom. M. H. 18.—; N. N. 2.—; Fürstbischof Dr. Altenweisel 133.—; Bruneck J. D. 1.—; Buchberg P. D. 1.17; Buchkirchen P. U. 1.—; A. E. 1.—; W. d. E. 24.63; Cortina A. P. 10.—; Czortków E. 2.—; Dornbirn M. M. 1.—; Geisb. B. 1.—; M. W. 5.—; G. R. —30; Dölsach J. D. 2.—; Durnholz R. A. M. 1.—; Ebensee W. d. E. 29.—; Ellen Exp. J. P. 8.—; Erdington Ben. A. 2.—; Ehenhausen M. W. 1.17; Fischbachl B. R. 1.17; Fischdorf A. B. 1.—; Flars

Ern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung
der Missionstätigkeit der "Söhne des hlst. Herzens Jesu" und sucht Verständnis
und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der "Stern der Neger" erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.
Abo-nementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K 2 Mk 3 Fr. für die Wohltäter werden wöchentlich 2 hl. Messen gelesen.
Der heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt! Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhaupten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest u. Wien.

Heft 2.

Februar 1909.

XII. Jahrg.

Im Bahr-el-Ghazal.

(Schluß.)

Bericht des hochwst. Bischofs Msgr. Franz Xaver Geyer an den hochwst. P. General.

Von Wau begab ich mich nach unserer neuen Station Cleveland-Mbili, wo ich mich vom 11. bis zum 16. August aufhielt. Die Station ist ungefähr fünf Viertelstunden vom Djurflusse entfernt. Ein langer Pfiff des "Redemptor" verkündete den Eingeborenen der nächsten Umgebung unsere Ankunft und sogleich eilten sie mit der frohen Kunde zur Station. Zwei Patres kamen sogleich zum Flusse herab, um uns zu begrüßen und für den Transport der für sie bestimmten Sachen zu sorgen. Dieser Transport war wegen des vielen Regens gar nicht so leicht und es dauerte mehrere Tage, bis man damit zu Ende war. Was man in Cleveland in wenigen Monaten zur materiellen Bestellung der Station schon getan hat, versezt mich wirklich in großes Staunen. Fünf Hütten umgeben einen breiten, reinlich gehaltenen Hofraum; eine von ihnen dient als Kapelle, in welcher

das Allerheiligste aufbewahrt wird, eine andere als Küche und die übrigen drei sind zugleich Wohnung für die Patres und Brüder, Magazin, Speisezimmer usw. Ein Brunnen liefert reines Wasser und Bruder Clemens versteht es, seinem gut gehaltenen Garten vortreffliches Gemüse abzugewinnen, und das, obwohl sich vor wenigen Monaten an der Stelle der Mission ein dichter Wald befand. In dieser kurzen Zeit wurden die Bäume niedergehauen, die Geistreiche abgehackt, die Wurzeln ausgegraben, die Bodenfläche geebnet und gereinigt.

Wenn man bedenkt, wie wenig Hilfe man von seiten der Eingeborenen haben kann, da sie überhaupt keine großen Liebhaber der Arbeit und überdies um diese Zeit mit der Bestellung ihrer eigenen Felder beschäftigt sind, kann man sich schon eine Vorstellung machen, welche Mühe diese Arbeit den Mis-

sionären gekostet hat. Als ich die guten Patres fragte, wie es denn möglich war, in so kurzer Zeit soviel zu leisten, zeigten sie mir als einzige Antwort ihre mit Schwielen bedeckten Hände. Dabei sind sie in sehr schwieriger Lage und besonders in dieser feuchten Jahreszeit unzähligen Entbehrungen ausgesetzt. Eine bessere, trockene und gesunde Wohnung ist für sie das Allernotwendigste.

Während meines Aufenthaltes unter ihnen sah ich selbst, wie sie gleich Packträgern arbeiteten, um die vom „Redemptor“ gebrachten Vorräte an Ort und Stelle zu bringen. Die Hütte, welche als Speiseraum dient, ist das Hauptmagazin; da arbeiteten sie unermüdlich. Der eine brachte die Kisten und Säcke, der andere stieg auf den Dachraum, um sie dort unterzubringen. Es handelt sich nämlich um die Vorräte für ein ganzes langes Jahr, weshalb man sie auch sorgfältig aufzubewahren muß. Und während sie so arbeiteten und schwitzten, wurden sie noch fortwährend von den Djur gestört, die da kamen, um bald das, bald jenes zu verlangen. Der Regen indes aber dauerte an, so daß man Eile hatte, alles, was wir gebracht hatten, ins Trockne zu bringen.

Wie viele Opfer es den Missionären kostet! Es war der Abend des ersten Tages. Sie waren nach der langen Arbeit dieses Tages recht müde und waren daran, einen Augenblick die wohlverdiente Ruhe zu genießen, als es ihnen einfiel, daß der Muili und die Kinder noch im Walde auf der Weide waren. So mußten sie alles lassen und hinaus eilen, sie aufzusuchen und anzuhängen und daneben gegen die Fliegen und nächtlichen Raubtiere ein großes Feuer anzumachen. Mit wieviel Schweiß doch diese Station feuchtet ist!

Das fortlaufende Tagewerk wird nur durch die Andachtsumübungen unterbrochen, die zu festgesetzten Zeiten stattfinden; so erfüllt man in würdiger Weise das Ora et labora es heiligen Benedikt.

Als ich voll Bewunderung die großen Opfer der Missionäre sah, dachte ich mir: Ist es möglich, daß soviel Schweiß und Mühe für die armen Djur ohne Frucht bleibe? Doch nein, der liebe Gott wird es anzurechnen wissen und nicht zögern, seine Missionäre bald Tröstliches erleben zu lassen.

Ich las es den guten Patres vom Un gesichte ab und auch aus ihren Gesprächen konnte ich es merken, daß sie, wenngleich sie diese Arbeit mit Freude und Begeisterung verrichten, doch sehnlichst wünschten, sie fertig zu haben, um sich dann ganz dem weihen zu können, wonach ihr priesterliches Herz vor allem verlangt, dem Studium der Sprache und dem religiösen Unterricht des Volkes. Indes dürfen Ew. Hochwürden nicht etwa glauben, daß sie bei ihrer vielen Arbeit in diesem Punkte bisher untätig gewesen wären. Im Gegenteil! Mit Hilfe der Handschriften des betrauteten P. Bodenhuber haben sie die Gebete und den kleinen Katechismus mit den entsprechenden Abänderungen ins Reine gebracht und sind jetzt daran, einen Auszug aus der Biblischen Geschichte auszuarbeiten. Durch die Erzählung der Biblischen Geschichte suchen sie die Aufmerksamkeit der Katechumenen rege zu erhalten und sie auf die systematische Erklärung der Glaubenswahrheiten vorzubereiten.

Ich kann feststellen, daß in bezug auf den Unterricht unsere Arbeit hier in Cleveland durch die Arbeit in der früheren Station Mbili sehr erleichtert ist. Mehr oder weniger sind es dieselben Leute, die früher Mbili bewohnten und, nachdem sie dort die Fruchtbarkeit des Bodens ausgenützt, sich in diese Gegend begeben haben. Drei Jahre hindurch waren sie mit der Mission in Verbindung gestanden und wie früher so ist auch jetzt der Häuptling Dud der treue Nachbar unserer Patres; seine Hütten sind kaum fünf Minuten von den unserigen entfernt; seine Leute holen von unserem Brunnen das Wasser; seine

zwei Töchterchen und Dud selbst kommen des Tages mehrere Male.

Andere Hütten der Djur sind eine Viertelstunde entfernt, andere eine halbe Stunde, einige wenige eine Stunde weit. Es befinden sich da gegen 800 Seelen, gerade genug, um eine Station zu beschäftigen, und doch wieder nicht so viel, um sich dem heilsamen Einfluß entziehen zu können.

Da ich den Wunsch geäußert hatte, das ganze Dorf der Mission versammelt zu sehen, lud der Obere der Station alle zu einem Ball ein, der auf den folgenden Sonntag festgelegt wurde. Indessen hatte ich Gelegenheit, mich mit vier Kindern zu beschäftigen. Dud selbst hatte sie zu mir gebracht, auf daß ich sie prüfe und bei gutem Erfolge auch belohne. Drei derselben wußten die hauptsächlichsten Gebete und zur Belohnung schenkte ich einem jeden ein Stück Tuch für Kleidung. Der letzte, ein 16jähriger Bursche namens Aquar, der älteste Sohn des Dud, wußte nichts und brüstete sich noch mit seiner Unwissenheit. Er ging denn auch leer aus. Dem anwesenden Häuptling mißfiel das sehr. Er hatte die andern angeeifert und ihr guter Erfolg freute ihn sichtlich. Beim Fiasco seines Sohnes aber verschwand von seinen Lippen das zufriedene Lächeln; er stand eine Zeitlang schweigend da, dann ging er fort. Der Ruf von den ersten Preisgekrönten bewog auch andere, sich zur Prüfung zu stellen, und ein jeder erhielt je nach Verdienst auch seinen Lohn.

Als ich eines Tages einen Knaben prüfte, kam gerade im Augenblick der Preisverteilung ein Alter herein.

„Warum bekommen nur die Kinder Geschenke?“ fragte er mich.

„Wenn du etwas weißt, bekommst auch du, was du verdienst.“

„Aber das Schulegehen ist doch nur für Kinder und ich bin schon alt.“

„Nein, zum Worte Gottes können alle kommen, Alte wie Junge.“

Auf das hin schwieg er. Schließlich begrißen auch die Erwachsenen, was ich eigentlich wünschte und was mich interessierte, weshalb sie mich immer „den Mann des Wortes Gottes“ nannten.

Die Knaben erinnerten sich noch in Dankbarkeit des guten P. Bockenhuber, von dem sie das gelernt hatten, was sie noch wußten.

Ich wollte das Grab des teuren Verstorbenen besuchen; es ist nur drei Viertelstunden von der gegenwärtigen Station entfernt. Der Platz, wo das frühere Mbili stand, ist inmitten der dichten Vegetation, die sich in der Zwischenzeit entfaltete, kaum wieder zu erkennen. Um zum Grabe zu gelangen, muß man sich durch das hohe, dichte Gras erst einen Weg bahnen. Man sieht noch das hölzerne Kreuz darüber und den kleinen Zaun ringsherum, der aber nicht mehr imstande ist, das Grab vor dem wuchernden Grase zu schützen.

Wir beteten für die Seelenruhe des verstorbenen Mitbruders.

Tief bewegt und die Hinfälligkeit aller irdischen Dinge betrachtend, die mir im verwilderten Anblick jener Stelle, wo vor kurzem noch die Mission stand, und im Verluste dieses tüchtigen Missionärs so lebhaft vor Augen trat, kehrte ich nach Cleveland zurück.

Der frühe Tod dieses Paters war für unser Werk unter den Djur wirklich ein schwerer Verlust; die Schwere desselben konnte man, wie es meist der Fall ist, erst später schätzen. Der gute Pater war der Sprache mächtig, voll Eifer und voll Liebe für die Jugend.

Am 17. August fand also der Ball statt. Ich will nicht viel Zeit verlieren, ihn zu beschreiben; es sind die gewöhnlichen Sprünge dieser Eingeborenen. Für uns war das nur eine Gelegenheit, alle Dorfbewohner versammelt zu sehen. Ich wollte diese Gelegenheit ausnützen, deshalb nahm ich mir einen Dolmetscher, der Arabisch und Djur verstand, und sprach zu den Versammelten von unserem

Werke, das nur zu ihrem Nutzen sei, und lud die Eltern ein, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Da erhob sich ein Greis und antwortete mir, daß er alles gutheiße, was ich gesprochen, daß die Djur ihre Kinder nicht zwingen würden, zum Unterricht zu kommen, ihnen aber volle Freiheit ließen, wenn sie kommen wollten. Hierauf ermunterte ich die Kinder zu kommen, und als ich das eine und andere fragte, ob sie kommen wollten, sagten sie, daß sie kämen, „wenn auch die andern kommen“.

Zum Schluß verteilte ich an die Dorfbewohner Stoffe und Kleider, um sie für die Mission zu gewinnen. Alle gingen zufrieden nach Hause.

Am Tage darauf kamen zwei Männer und fragten, warum ich nur die Kinder und nicht auch die Erwachsenen zum Unterricht eingeladen hätte; auch sie wollten kommen. Ich ließ ihnen sagen, daß auch sie willkommen seien. Den Erwachsenen stehe es eben frei zu kommen, während die Kinder von den Eltern abhängen.

Ich glaube indes nicht, daß sie kommen werden. Die Djur sind wie alle Wilden stolz und eingebildet. Unsere ganze Hoffnung gründet sich daher auf die Jugend.

Die Djur sind sowohl durch physische Anlagen als auch durch Sitten den Denka, Nuér und Schilluk verwandt, sind jedoch weniger wild als diese. zerstreut und zwischen Wäldern verborgen, sind die Djur allem fremden Einfluß entzogen. Die Mission allein beschäftigt sich mit ihnen.

Die Missionäre haben sich denn mit ganzer Kraft ans Werk gemacht. Da es bei den Djur Sitte ist, daß die Knaben die Nacht nicht bei den Eltern zu bringen, sondern in einer separaten Hütte, wo sie aus mehreren Gehöften zusammenkommen, errichten die Unfrigen jetzt bei der Mission einen solchen Schlafraum, um so den dort Übernachtenden Religionsunterricht zu geben.

Durch eine Schmiedewerkstätte sucht man die Größeren und durch Ackerbau die Familien heranzuziehen. Mit einem Wort: fervet opus.

Fast ungern verließ ich die guten Djur in der Überzeugung, daß diese Station eine der schönsten und vielverheißendsten unseres Vikariats ist.

* * *

Ich benützte den hohen Wasserstand des Flusses und reiste mit dem hochw. P. Tappi gegen Süden, um zu sehen, wie weit man mit unserem „Redemptor“ vordringen könnte. Dieser Abstecher sollte zur Landreise, die ich vor zwei Jahren in das Land der Njam-Njam machte, eine Ergänzung bilden.

Gegen Süden vordringend, wird der Fluß immer enger, die Katarakte immer häufiger. Beim Anblick dieser Schwierigkeiten und Hindernisse nahm der Steuermann, ein Mohammedaner, seine heiligsten Amulette heraus, um sich gegen Unglück zu schützen. „Das sind keine Wege für Dampfer,“ brummte er, „nur weil du es so willst, gehe ich weiter.“ Am nächsten Tage hörten wir vom hohen Grase des Ufers aus Freudenrufe; es waren Bellanda, die das Schiff begrüßten.

Nach 18 Stunden waren wir beim Katarakt von Raffili angelangt. Im Jahre 1906 hatte ich von Wau nach Raffili zu Lande vier Tage gebraucht; der Dampfer macht es in 24 Stunden.

Wir versuchten lange bald rechts, bald links einen der verschiedenen Kanäle zu passieren, es war unmöglich. Die Strömung war so stark, daß sie den Dampfer gegen den Fels geschleudert hätte.

Weiter oben ist noch ein zweiter Wasserfall, der das ganze Flußbett einnimmt; er ist noch wilder als dieser.

„Für uns Schiffer“, sagte der Fährmann, „gibt es zwei gefährliche Dinge: Wind und Katarakte; sonst fürchten wir nichts. Wir stehen hier einem Katarakt gegenüber, den kein Dampfer je passieren wird, auch wenn das

Wasser höher stünde als jetzt. Und wenn man auch passieren könnte, so kann man nicht mehr zurückkehren."

Also stopp! Von Raffili nach Tombora, bis wohin ich das letztemal vordrang, braucht man sechs Tage. Wenn ich daran denke, daß unsere Missionäre in Kayango, die 30 Meilen von Wau entfernt sind, im Transport ihrer Lebensmittelvorräte schon große Schwierigkeit haben, schrekt mich der Gedanke an die mehr

als 100 Meilen, die Raffili von Tombora und den Njam-Njam trennen.

Und doch muß mit der Mission unter den Njam-Njam einmal begonnen werden und es wird auch der Tag kommen, wo man sie eröffnen wird. Die göttliche Vorsehung wird es an der Hilfe nicht fehlen lassen; doch dazu braucht es viel, viel Geld.

In elf Stunden kehrten wir von Raffili nach Wau zurück.

Besuch der Christen zu Kássala.

Bericht des hochw. P. Otto Huber F. S. C.

(Fortsetzung.)

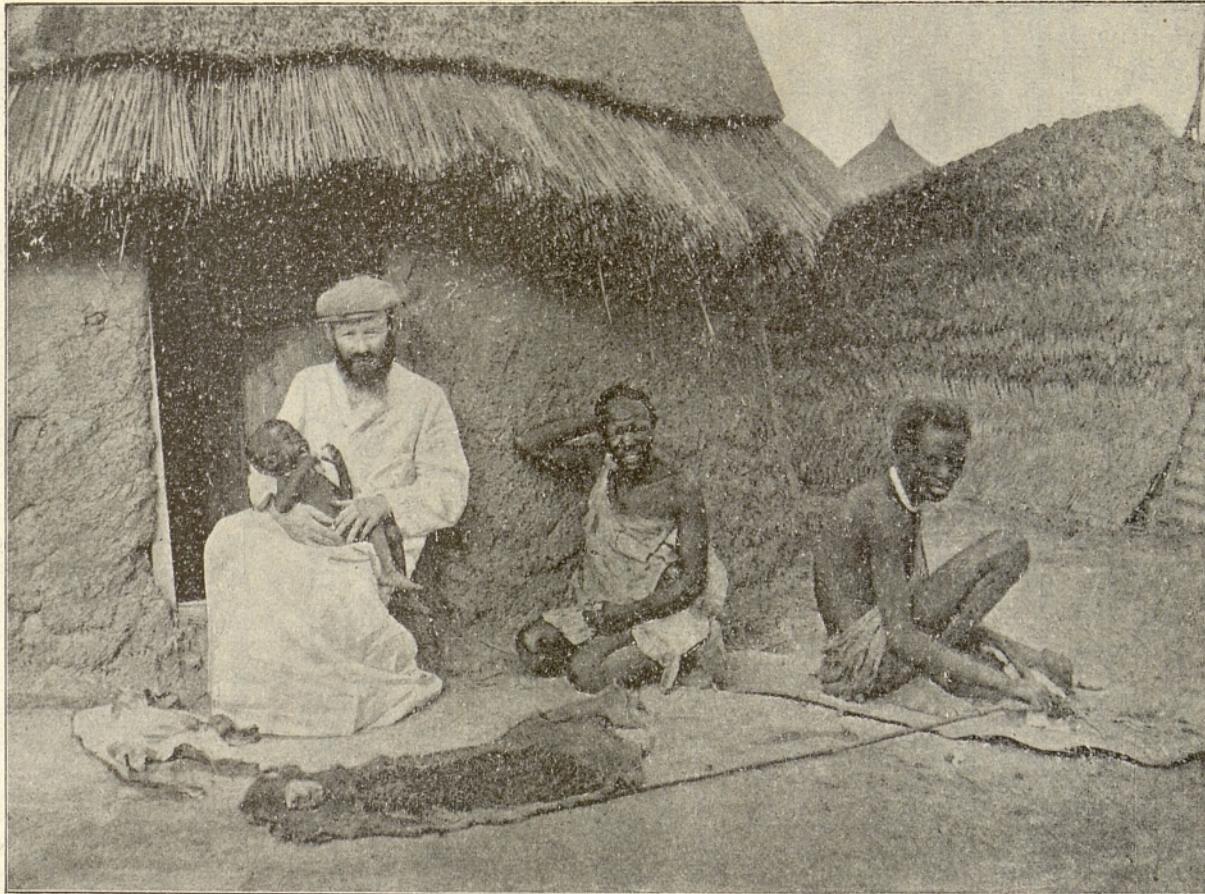
Wir zogen voran ohne längeren Aufenthalt. „Weißt du auch, was für Leute hier in den Gegenden wohnen?“ fragte mich der Kameltreiber. „Nein“, gab ich zur Antwort. „Es sind die Nomadenstämme der Zibedi- und Bodnan-Araber“, sagte er; „sie entstammen dem Hedjás (in Arabien). Es sind dies von Gott bevorzugte Leute; sie genießen die Wohlstaten des Herrn in reichlicherem Maße als wir gewöhnliche Gläubige. So hat vor kurzem wieder ein Zibedi-Araber drüben im Hedjás das Glück gehabt, die Spuren des Kamels zu sehen, das Imam Ali Asad Allah trägt.“ „Wieso denn?“ fragte ich erstaunt. „Du weißt also nichts von dem großen Wundermann, dem Imam Ali“, bemerkte er und begann mir ein höchst interessantes Kapitel zu erzählen aus seiner mohammedanischen Heiligenlegende. Ich lauschte ihm mit ungeteilter Aufmerksamkeit.

„Der Imam Ali“, begann mein Kameltreiber im Tone der Überzeugung, „lebte zu Zeiten des Propheten. Er war ein Mann von außerordentlichen, ja übernatürlichen Taten, weshalb ihm der glorreiche Beiname Asad Allah, das heißt: der Löwe Gottes, zuteil wurde. Unter den verschiedenen Kleidertrachten bevorzugte der Imam einen roten

Kaftan. Die rote Farbe schien ihn mit einem ganz besondern Tatendrang zu beseelen. Hatte er den roten Kaftan an, so brachte er die ganze Stadt durcheinander. Bisweilen eignete es sich, daß er nebst dem roten Kaftan auch noch einen roten Turban trug. Da wühlte er die ganze Provinz auf und verursachte dem Propheten ernsthafte Sorgen, so daß dieser sich genötigt sah, den riesenstarken Imam ein wenig zu überwachen.

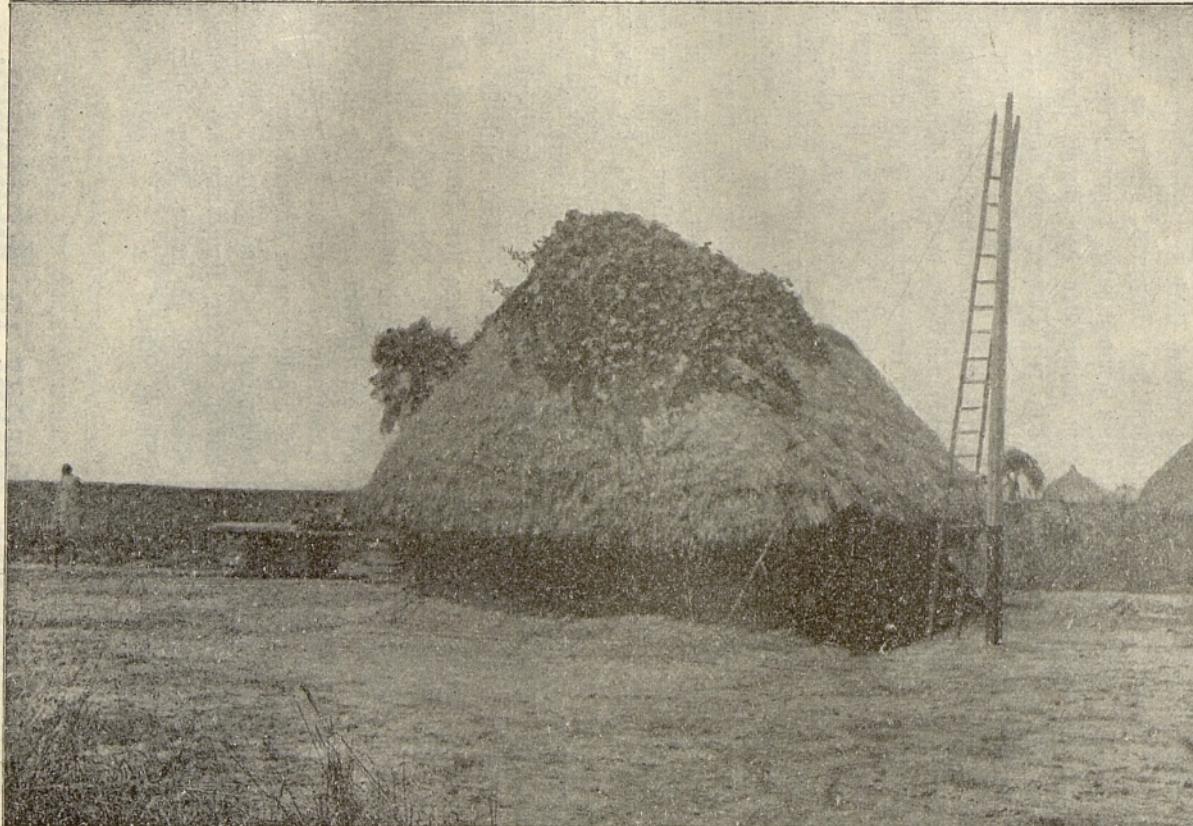
Eines Tages kamen die Diener des Propheten in kopfloser Eile herbeigelaufen. „Herr“, riefen sie bestürzt aus, „der Imam Ali ist aus seiner Wohnung herausgekommen mit rotem Kaftan und rotem Turban; seine Augen flammen wie der Blitz. Soeben schickte er sich an, ein rotes Ross zu besteigen. Wehe heute uns! „Um Gottes Willen, holt ihn doch ein und verhindert den Gewaltigen am Besteigen des roten Rosses“, befahl der Prophet den Seinigen, „denn sonst geht heute das Weltall in Trümmer.“ Mit knapper Not und nach vielen Bitten gelang es endlich den getreuen Dienern, den läwenmutigen Imam zu beugen und ihn an seinem Vorhaben zu hindern, und so, Gott Lob und Dank, wurde die Erde vor einem frühzeitigen Untergang bewahrt.

Der Imam Ali Asad Allah besaß außer



Ein Missionär beim Krankenbesuch.

Der kleine Schreier, den der Missionär auf dem Schoße hält, hat seine Melodie schon geendet und singt, nachdem er getauft wurde, mit den Engeln im Himmel das ewige Alleluja. (Siehe Text S. 37.)



Post- und Telegraphenamt Tonga.

Das provisorische Gebäude ist eine armelige Lehmhütte, die mit Stroh gedeckt ist. Hoffentlich macht dieselbe bald einem statlichen Gebäude Platz, da Tonga einen Knotenpunkt mehrerer Straßen bildet. (Siehe Text S. 37.)

seiner Wunderkraft auch ein weiches, mitleidsvolles Herz; er spendete Trost und kräftige Hilfe allen denjenigen, die er in Trübsalen sah. Eines Tages ging er die Straße entlang, als er ein Mädchen stehen sah, das bitterlich weinte. „Mädchen, warum weinst du so arg? Was ist dir geschehen?“ fragte der Imam Ali mit gerührtem Herzen. „O Herr, es ist mir ein großes Mißgeschick widerfahren“, schluchzte das Mädchen. „Im Auftrag meiner Eltern war ich gegangen, um Milch zu kaufen. Gerade war ich auf dem Heimweg mit dem vollen Milchgefäß, als dieses, ich weiß nicht, wie, meinen Händen entglitt, auf die Erde fiel und in Scherben ging. Nun habe ich Angst, nach Hause zu gehen, denn ich befürchte, daß meine Eltern mich deswegen schlagen.“ „Tröste dich“, sagte mitleidsvoll der Imam, „ich werde dir zu helfen versuchen.“ So sagend, berührte er mit seiner Zauberhand die am Boden zerstreut liegenden Scherben und diese fügten sich aneinander, wie wenn nie ein Bruch vorhanden gewesen wäre. Dann erfaßte er mit seinen wundertätigen Händen die milchgetränkte Erde und preßte ihr die Milch aus, welche über seine Finger herab in das untenstehende Gefäß floß. Er übergab hierauf dem überglücklichen Mädchen das Gefäß nebst der Milch und dieses ging freudestrahlend nach Hause.

Jedoch gegen ein solches Vorgehen empörte sich die Erde. „O Imam Ali, warum quälst du mich so?“ sprach sie, während er sie zwischen seinen Fingern preßte. „Weißt du denn nicht, daß ich eines Tages auch dich in meinem Schoß umhüllen werde?“ „Keineswegs wirfst

du mich in deinem Schoße empfangen“, rief entrüstet Ali und er schwor, daß dies nie und nimmer der Fall sein würde.

Der Imam Ali lebte hierauf noch lange Jahre, tat vieles zum Wohle der Menschheit und endlich starb er. Seine Verwandten, eingedenk des Schwures, den er zu seinen Lebzeiten gemacht hatte, begruben ihn nicht, sondern umwickelten des Imams sterbliche Hülle fleißig mit Tüchern und banden sie auf ein Kamel, dem freier Lauf gelassen wurde. Dieses verschwand auf geheimnisvollen Pfaden, geleitet vom Geiste des Verblichenen, und erfreut sich der Unsterblichkeit. Geschlechter kommen und vergehen; 1320 Jahre sind bereits verflossen, seitdem dies geschah, aber das Andenken des großen Imams lebt weiter. Von Zeit zu Zeit erscheint er am Wüstenrande, damit die Sterblichen sich seiner erinnern. Erst vor kurzem hat wiederum ein Zibedi-Araber drüben im heiligen Lande, im Hedjás, das große Glück gehabt, die Spuren des Kamels zu sehen, das den Imam trägt.

Noch lange Jahre wird er verborgen bleiben von der ewig schweigenden Wüste wie von einem Schleier umhüllt. Erst bei der Auferstehung der Toten wird das Kamel erscheinen vor aller Welt; der gewaltige Imam wird dann aufwachen von seinem Schlaf und herabsteigen vom Kamele in seiner alten Tatenkraft. Ja, Herr, wir haben große Heilige“, rief begeistert mein Kameltreiber aus. „Glück denjenigen, die am Ende der Welt das Los haben, in der Umgebung des Imams Ali Alad Allah zu stehen, denn diesen ist der Himmel sicher.“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Ankunft des Sirdar in Khartum.

Es war am 7. November, gegen 7 $\frac{1}{4}$ Uhr, als man plötzlich Kanonendonner vernahm. Ich kam gerade aus der Kapelle der

Schwestern (Fromme Mütter des Negerlandes) in Halsfaha (Khartum-North), wo diese eine Schule und eine kleine Apotheke unterhalten.

Ich war gespannt. Es war wohl dies der Tag, an dem der Sirdar nach seinem Urlaub oder seiner Balkanz, wie man es zu nennen belieben mag, wieder vom lieben England kommend und nach kurzem Aufenthalt in Ägypten hier anlangen sollte.

Die Zeit der Ankunft war, wie man die letzten Tage sagte, um $8\frac{1}{2}$ Uhr. Jedenfalls überraschte er nicht Personen und Elemente, auf die es bei einer solchen Gelegenheit kommt. Telegramme werden natürlich früh genug dafür gesorgt haben. Ich dachte beim Vernehmen dieser Schüsse — es sind die 19 oder 20 offiziellen Schüsse — an vorbereitende Kundgebungen für den Empfang.

Als ich mich jedoch in der Richtung des Bahnhofes aufmachte, um von dort mit der Mahdia (Schiff) über den Blauen Nil nach Khartum zu sehen, hörte ich allerhand Töne und Stimmen erklingen, jedoch nicht nach europäischem Muster und Geschmack, sondern nach sudanesischem. Je näher ich der Stelle kam, um so deutlicher konnte ich Bestimmtes heraus entnehmen aus dem wirren Durcheinander von Stimmen und Poltern. Man sang und schrie und bearbeitete eifrigst die Trommel.

Ich freute mich in der zuverlässlichen Hoffnung, das erste Mal den Sirdar, Sir Wingate, sehen zu können. Doch dem war nicht so. Das Schiff hatte ihn bereits auf die andere Seite des Nil vor seinen Palast am Kai gebracht. Ich konnte nur einigermaßen noch die Zusammensetzung der Menge in dem langen Zuge mustern, der sich in das Innere von Halfaya tanzend, singend und musizierend zurückzog.

In dem langen, unabsehbaren Zuge, der sich vom Empfangsplatz entfernte, konnte man zahlreiche Musikbanden bemerken, wenn es erlaubt ist, dieses schöne Wort zu entweihen durch dessen Anwendung für diesen Fall. Die herrliche Musikbande bestand nämlich aus einer Gruppe krächzender Weiber, die, um

die Kunst zu vollenden, sich mit Instrumenten versehen hatten, die europäischen Musikinstrumenten für Leute einer gewissen Altersstufe ziemlich nahe kamen, wenn nicht glichen, insofern wenigstens waren sie modern. Die Musikdirigentin war versehen mit einer ganz respektablen alten Pfanne, die sie auf der rechten Schulter trug. Hinter ihr schritten zwei Weiber, die in schönem Takt die Trommel schlugen. Diesen folgten 10 bis 15 andere Musikantinnen mit den verschiedensten Arten von Kannen, worunter die Petroleumkanne bevorzugt erschien. Alle zusammen machten so, nach einem gewissen Takte sich richtend, einen ohrenbetäubenden Lärm. Es sind solcher Musikbanden nicht etwa bloß eine, sondern mehrere. Bei uns in Europa würde man so etwas arrangieren, um jemand eine Razzennmusik zu machen oder höchstens, um den Fasching zu begraben. Hier aber betrachtet man so etwas mit der größten Muße; man hört es eben zu oft, doch selten etwas Besseres.

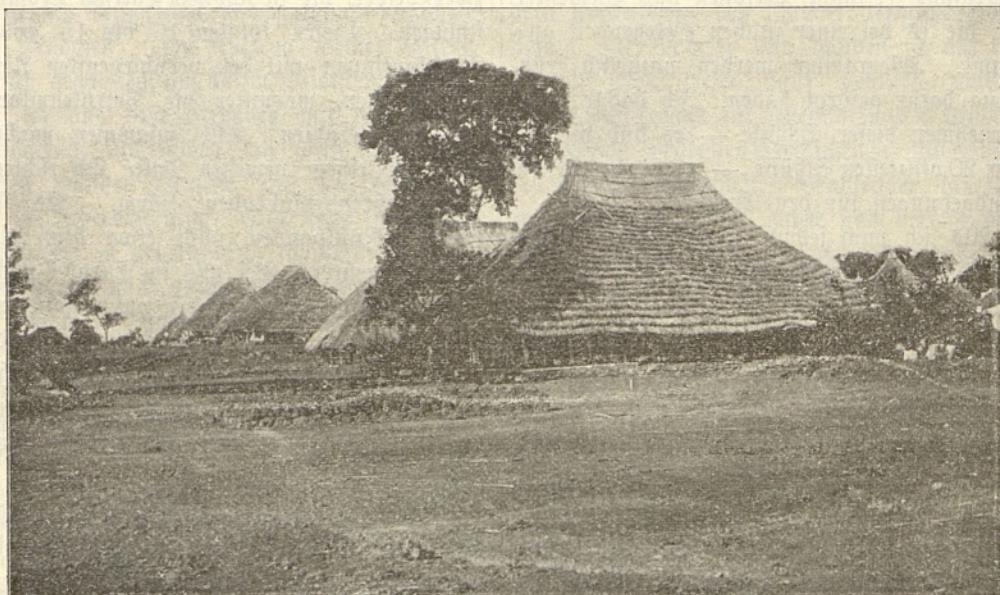
Neben diesen Begrüßungsarten wurden von den Eingeborenen zur Erhöhung der Feierlichkeit auch Tänzer gestellt. Sie erschienen in Gruppen von sieben oder acht Mann, die zierlich hüpfen und dabei allerhand Gestikulationen mit Stöcken machten und dabei den Anschein erweckten, als ob sie miteinander fechten wollten. Zu gleicher Zeit bewegten sie sich im Kreise und gingen mit der Menge vorwärts.

Dieses sind die Begrüßungsformen der Sudanesen, die ohne Zweifel dabei von der Regierung besser bezahlt wurden als die verschiedenen Persönlichkeiten aus der Beamschaft und dem Offizierskorps, um von der Militärmusik und den Paraden hier nicht zu sprechen. Diese tun es aus Schicklichkeit und um der Empfehlung willen, jene auf Versprechungen hin und für Geschenke.

Es ist eben leider Tatsache, daß diese Regierung von den niederen und auch zum

Teil von den höheren Volksklassen ungern gesehen ist, um nicht zu sagen, daß sie gehasst ist. Man kann bemerken, die ganze Beamtenchaft, soweit es sich natürlich um ägyptische und sudanesische Elemente handelt, und deren sind viele, schaut zuversichtlich der Verwirklichung ihrer geträumten Hoffnung vom kommenden Sturz dieser Regierung entgegen.

— Ein anderer Mahdi wäre ihnen nicht unerwünscht. — Wolle Gott so etwas abwenden, es geschähe ohne Zweifel zum größten Nachteil der Eingeborenen in materieller und geistiger Beziehung, das wird hier kaum ein Denkender in Zweifel ziehen, wenn er auch nicht alles Gegenwärtige billigt. Hoffen wir das Beste. Das walte Gott!



Wau im Bahr-el-Ghazal.

Unser Bild zeigt die Bauart im Innersten des Sudan. Diese Hütten dienen zu Regierungszwecken. Wau, das bestimmt ist, eine Stadt zu werden, weist jedoch auch schon stattliche Bauten auf, die meistenteils Privatwohnungen der Beamten sind.

Kaiserjubiläumsfeier in Khartum.

Khartum, 4. Dezember 1908.

Alle österreichischen Zeitungen klangen dieses Jahr wider von Berichten über das Kaiserjubiläum. Sogar bis in das Herz von Afrika drang dessen Echo und ermahnte uns eindringlich, auch unsern Gefühlen gegen den hohen Protektor unserer Mission einen würdigen Ausdruck zu verleihen. Aus verschiedenen Gründen wurde der 2. Dezember zur Ver-

anstaltung der Feier gewählt; nicht nur weil es gerade der 60. Jahrestag der Thronbesteigung ist, sondern hauptsächlich, weil an diesem Tag ein zahlreicherer Besuch zu erwarten war als in den heißen Sommermonaten, wo fast alle höheren Beamten außerhalb des Sudan in der Sommerfrische weilen.

Schon lange vor 9 Uhr begannen sich die Gäste im geräumigen Missionsgarten zu

sammeln. Punkt 9 Uhr traf Seine Exzellenz Sir Wingate Pascha, Sirdar und Generalgouverneur des Sudan, mit seinem Adjutanten hier ein, ferner erschienen Seine Exzellenz Rudolf Baron von Slatin Pascha, Generalinspektor, Wilson Bey, Gouverneur der Pro-

und last not least unsere christlichen Neger. Auch die christliche Gemeinde von Omdurman ließ es sich nicht nehmen, eine Vertretung zu entsenden, welche noch zahlreicher gewesen wäre, falls Hochw. P. Ohrwalder nicht auch dortselbst eine kleine Feier veranstaltet hätte;



Schillukfrauen.

Die Mutter, die ihren Sprößling auf den Armen trägt, ist mit einem Tierfell bekleidet, das über die Schulter geworfen und mit den Beinen zusammengebunden ist. Selbst der Kopf wird daran gelassen und hängt als Schmuck vorn herab. Die andere, mit einfachen Fetzten bedeckt, hält eine echte Schillukpfeife im Munde. Im Hintergrund sieht man das rohe Geslecht, das den Schillukhof umgibt.

vinz Khartum; alle in voller Uniform und dekoriert mit ihren zahlreichen Orden. Von der Zivilbevölkerung Khartums waren erschienen die österreichische Kolonie vollzählig unter Führung des Grafen Los aus Galizien, der zufällig als Tourist hier in Khartum weilt, sowie Vertreter der verschiedenen Stationen

die Vertretung unserer verschiedenen Schulen brauche ich nicht erst zu erwähnen.

Nachdem Seine Exzellenz der Sirdar auf dem für ihn bereiteten Stuhle Platz genommen, begann die Pontifikalmesse. Nach dem Evangelium richtete Bischof Geyer an die Anwesenden in deutscher Sprache folgende Worte:

„Es sind heute 60 Jahre, daß Seine Apostolische Majestät Kaiser Franz Josef I. den glorreichen Thron Habsburgs in den österreichischen Landen bestiegen hat. Alle Stämme und Völker Österreichs haben ihrem geliebten Landesvater in diesem Jahre ihre Verehrung, Liebe und Anhänglichkeit durch Veranstaltung besonderer Feste kundgetan. Erzherzöge und Erzherzoginnen, Reiche und Arme, alle haben sich zusammengetan, um ihrem Kaiser zu huldigen. Auch wir wollen uns dieser großen Schar anschließen und heute unser Kaiserfest feiern, aber wir tun dieses nicht deshalb, weil es auch andere so gemacht haben; nein, wir haben einen ganz besondern Grund. Außer unserer Verehrung, Liebe und Achtung müssen wir dem hehren Jubelkaiser auch unsere Dankbarkeit zum Ausdruck bringen. Vor mehr als einem halben Jahrhundert hat Seine Apostolische Majestät das Protektorat unserer Mission übernommen und seit jenem Tage hat die Mission oft Gelegenheit gehabt, den wirkamen Schutz ihres hohen Schutzherrn zu erfahren.

Mehr als 50 österreichische Missionäre haben ihr Leben für die Ziele der Mission im jugendlichen Alter geopfert und ihre letzte Ruhestätte unter der brennenden Sonne Zentralafrikas gefunden; ungeheure Geldsummen kamen aus Österreich hierher. Schon vor

50 Jahren trugen Österreichs Söhne die frohe Botschaft hin bis in die Nähe des Äquators und wie heute, so stieg auch damals schon aus dankerfüllstem Herzen das Gebet zum Himmel des südlichen Sternenkreuzes: „Gott erhalte, Gott beschütze unsren Kaiser, unser Land“. Ja, o Herr, erhalte ihn uns noch recht viele Jahre zu unserem und zum Wohle all seiner Untertanen, laß ihn in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit bis zur äußersten Grenze menschlichen Lebens gelangen.“

Nach diesen Worten dankte Seine bischöfliche Gnaden noch speziell dem Sirdar für sein gütiges Erscheinen. Nachdem das Te Deum gesungen und die letzten Töne der Kaiserhymne verklungen waren, begaben sich die Gäste in den Divan (Empfangszimmer), um einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen. Monsignore Bischof Geyer stellte Seiner Exzellenz dem Sirdar die verschiedenen Gäste vor und dankte noch einmal allen Anwesenden für ihr gütiges Erscheinen. Der Sirdar brachte sodann einen Toast auf Seine Apostolische Majestät aus, der begeistert aufgenommen wurde.

Denjenigen, die nicht persönlich an der Feier teilnehmen konnten, sowie der ganzen Stadt gab die österreichisch-ungarische Flagge, welche zwischen der englischen und ägyptischen den ganzen Tag über auf dem Missionshause gehisst war, von der Feier Kunde.

Aus dem Missionsleben.

Aus Attigo.

(Fortsetzung
und Schluß.)

Reges Leben herrscht jetzt hier in Tonga, natürlich nicht zu unserem Troste. Die Regierung baut nämlich von Tonga bis nach Elliri im Distrikt Kordofan eine Straße, wenn man sie so nennen darf. (S. Bild Heft 1, S. 14.)

Zwischen dem südlichen Kordofan, wo die Propheten (Mahdi) so gerne auftreten und den Fanatismus entfachen, und dem Nil ist hier die nächste Verbindung (es sind nur zwei Tagreisen) und so bereitet sich die Regierung einen offenen, zu jeder Jahreszeit brauchbaren Weg, um im Falle eines etwaigen Mahdi-

Aufstandes ihm sofort ihre militärischen Huldigungen entgegenzubringen.

Zum Baue dieser Straße hat die Regierung eine ganze Karawane Araber, Muselmänner, kurz, einen Mischmasch von allen Volksstämmen des Sudan dahergeschickt als Arbeiter, die zu unserem Nachteil nicht den besten Eindruck auf unsere Schilluk machen. Hinter der Mission ist der Übergang über den Lolo, ein Chor, ein Nebenarm des Nil. Auf vier eisernen Fässern ist eine Art schwimmende Brücke, vier Meter lang, gebaut und diese wird mit einem Drahtseil hin- und hergezogen. (S. Bild in Heft 1, S. 11.)

* * *

An der bekannten Kap-Kairo-Linie der transafrikanischen Eisenbahn wird sowohl vom Süden gegen Norden als auch umgekehrt rüstig gearbeitet. Ein paar Stunden von hier, nämlich am Bahr-el-Zeraf, wird sie vorübergeführt. Tonga wird somit ein wichtiger Knotenpunkt verschiedener Verkehrsstraßen.

Seit einem Jahre haben wir hier auch schon den Telegraph. Der von Khartum kommende Draht geht über Deufitia und nimmt von hier die Richtung landeinwärts und endigt in Elliri (Kordofan). Die Telegrafenstation befindet sich gleich neben der Mission. Bis jetzt ist es nur eine viereckige Lehmhütte, die mit Stroh gedeckt ist; damit das Gebäude nicht einstürze, wurden die Mauern mit Stützen umgeben. Das Schönste dabei war wohl, daß der erste Telegraphist feierlich auf einen weißen Bogen Papier schrieb: „Post and Telegraph Office Tonga“, das heißtt: „Post- und Telegraphenamt Tonga“ und denselben als Schild an die Türe hängte. (S. Bild S. 31.) Ein großer Vorteil ist es, die Post so nahe zu haben, nichtsdestoweniger gelangt eine Nachricht aus Europa erst nach drei Wochen zu uns, wenn das Postschiff nicht schon unterwegs unfreiwillige Raststationen machen mußte.

Das Missionspersonal erfreut sich, Gott sei Dank, der besten Gesundheit. Unter den Kindern hingegen herrscht hier sowie in der ganzen Umgebung starker Keuchhusten. Wir laufen deshalb häufig herum, um den Kleinen in Todesgefahr ein sicheres Reisebillett zu geben. Manche dieser Kleinen haben ihren glücklichen Flug zum Himmel vollendet; ein Trost für uns, manchem dieser armen Neger den Himmel geöffnet zu haben.

Missionär und Arzt.

Von Christus, unserem Erlöser, sagt das heilige Evangelium, daß er überall Gutes tat und alle heilte. Aehnlich muß es der Missionär machen. — Einer unserer Missionäre berichtet uns folgendes:

Die Gegend ist hier ziemlich gesund, doch leiden die Neger auch hier an verschiedenen Krankheiten. Nächst den Magenbeschwerden, die ja unter den Negern etwas Gewöhnliches sind, sind die am häufigsten auftretenden Krankheiten jene an der Haut, fast durchwegs ansteckend, welche durch die Stiche giftiger Insekten verursacht werden. Ein ebenfalls sehr häufiges Uebel sind die Augenkrankheiten und die Luftröhrenentzündungen, die hauptsächlich während der Regenzeit auftreten. Bei allen diesen Uebeln bevorzugt man vor unserem Rezeptenbuch dasjenige des Landes, das mündlich von Generation auf Generation überliefert wird. Gewisse Teearten, aus gekochten Baumrinden bereitet, der Saft bestimmter Früchte, Pflanzen und Wurzeln sind manchmal von „unfehlbarer“ Wirkung. Es ist da ganz natürlich, daß auch der Schwindel hier in Afrika einen Platz haben will. Alte Weiber und Zauberer beschwindeln das einfältige Volk und verschreiben Heilmittel, die in den seltensten Fällen gute Wirkungen zur Folge haben, meistenteils nur das Uebel noch verschlimmern und fast immer das abergläubische Gepräge an sich tragen.

Man glaube jedoch nicht, daß ob dieser mannigfachen Heilmethoden, die unter den Negern üblich sind, unsere Apotheke geschlossen bliebe; alles eher als dies. Ja noch mehr, nachdem sie einmal ihre eigenen Heilmittel als unwirksam erkannt haben, kommen sie zu uns und es ist sicher, daß sie mit viel geringerem Argwohn zu uns gehen als zum Hospital, das die englische Regierung zu Wau unentgeltlich eröffnet hat, von dem jedoch die Ein-

ein Neger gewesen wäre, so wäre er sicherlich gestorben; so lautete ihre Schlußfolgerung. Oft ist es der Häuptling Kayango selber, der uns allenthalben empfiehlt und die Kranken uns zuführt. Und mehr als einmal handelte es sich wirklich um ganz bedenkliche Erkrankungen. So war es einmal, als ein 20jähriger Jüngling schwer frank zu mir gebracht wurde und über dessen Stirn ich das erste Taufwasser am Bahr-el-Ghazal gießen konnte



Beamtenwohnung am Nilkai in Khartum.

Wohl den schönsten Anblick auf Khartum genießt man vom Blauen Nil aus, an dessen linkem Ufer sich ein Prachtbau an den andern reiht. Die herrlichen tropischen Palmen erhöhen noch den ohnehin schon großartigen Eindruck.

geborenen absolut nichts wissen wollen; denn ins Hospital gehen und sterben ist dasselbe, pflegt man zu sagen. Niemand kommt mehr lebend heraus.

Einer der Unfrigen trat ebenfalls frank in das Hospital der Regierung ein und kam völlig geheilt wieder nach Hause; alle erfuhren von dieser Tatsache, jeder sah den Geheilten, aber änderten sie vielleicht deswegen ihre Meinung? Eitle Hoffnung! Wenn er nicht tot ist, so muß er bald sterben, und wenn er

Das Vorhandensein einer Apotheke zu Kayango ist aber nicht nur in diesem Orte selbst und seiner nächsten Umgebung bekannt, sondern die Kunde davon drang auch schon in entferntere Gegenden. Die Njam-Njam, Bellanda, Djur usw. machen oft mehrere Tagereisen, um zu uns zu gelangen, und in den eigens dazu errichteten Unterkunftshütten, welche die Mission ganz den Kranken zur Verfügung stellt, halten sie sich wochenlang auf. Wenn sie dann wieder abreisen, nehmen dann viele

einige Medizinfläschchen mit, welche sie dann von Zeit zu Zeit zurück schicken, oder sie kommen selbst, um sie mit Medizin füllen zu lassen.

Die Ordinationsstunden sind ziemlich häufig und stets sehr originell. Dafür nur einen Fall.

Allgemein sieht man hierzulande voraus, daß der Arzt beim Anblick des Patienten sofort weiß, was demselben fehlt, oder nur ein Wort zu sagen braucht, um die Krankheit zu erkennen. So kam auch eines Tages ein alter Kressch zu mir, und ohne weiter mir irgend welche Aufklärung zu geben, begann er:

„Du mußt doch bereits wissen, daß mein Sohn krank ist; was meinst du dazu? Gibst du mir nicht eine Medizin?“

„Mein guter Alter, was für Medizin wünschtest du denn?“

„Nicht übel! Eine Medizin fürs Ohr wünsche ich natürlich.“

„Ah so! Dein Sohn hat ein Ohrenleiden?“

„Selbstverständlich.“

„Aber, wo fehlt's ihm denn im Ohr?“

„Wozu brauchst du denn das zu wissen? Gib mir eine Medizin fürs Ohr und damit basta!“

Und es ist wirklich genug. Denn es wäre von ihm zu viel verlangt, wenn ich ihm zumindest einzusehen, daß es ebenso viele mannigfache Medizinen gebe, als es Krankheiten gibt. Medizinen stehen immer schon bereit zu jeder Stunde des Tages; das wissen alle; jedoch herrscht der größte Andrang um die Zeit des Mittagessens, welche sie auch ohne Uhr mit mathematischer Genauigkeit herausfinden und mit größter Pünktlichkeit einhalten.

Warum sollte man auch nicht dabei ein wenig auf seinen eigenen Vorteil bedacht sein? Ich bemerkte z. B. mehrere, die gekommen waren, um Medizin zu holen, sich ganz zufrieden wieder entfernen, nachdem sie ein Stück Fleisch verspeist hatten, ohne auch nur mit einer Silbe weiter an die Medizin zu denken.

Wenn die Kranken sich nicht allzuweit entfernt befinden, so besuchen wir sie auch

des öfteren, wenn sie nicht selbst zu uns kommen können; bei solchen Gelegenheiten leistet uns unser Fahrrad ausgezeichnete Dienste.

In den meisten Fällen sammelt sich bei der Ankunft eines Paters im Dorfe eine Menge Menschen um das Haus des Kranken, die einen, um Erfundigungen über den Kranken einzuziehen, andere, um bei dieser Gelegenheit für sich selbst um eine Medizin zu bitten, und noch andere mit der Bitte, der Pater möchte sich auch zu ihnen begeben. Bei diesen Zusammenkünften haben wir die meisten Taufen zu verzeichnen, namentlich solche von Kindern; wir erlangen nebenbei auch noch eine genaue Kenntnis des Lebens und der Bedürfnisse der Familien.

* * *

Mit diesen paar Worten aus meiner medizinischen Praxis habe ich eigentlich alles und nichts gesagt. Wieviele schöne Episoden muß ich in der Feder stecken lassen, um nicht den Leser mit deren Aufzählung zu ermüden! Doch einige wenige will ich hier folgen lassen gleichsam als Schluß des Berichtes.

Die erste Sorge des Kranken, der sich entschließt, unsere Heilmittel zu gebrauchen, ist, namentlich bei den erstmaligen Versuchen, sich so gut er kann zu vergewissern, daß ihn die Medizin nicht ums Leben bringen wird. Ohne diese Versicherung läßt er sich schwerlich herbei zum Gebrauch der Arznei, auch wenn diese in nichts weiterem besteht als in einem einfachen Burgiermittel, einer Fleischsuppe, einer Schale Kaffee oder in einem Löffel Öl.

Aber wie stellt er dies an? Den Worten glaubt man nicht; sie wollen sich durch Taten überzeugen.

Wir haben gerade einen jungen Mann vor uns, der zum erstenmal unsere Medizin zu gebrauchen beabsichtigt. Und bei diesem Werke ist es nun bald der Vater, bald die Mutter, bald wieder ein Freund des Kranken, der ungern sich zum Versuchen herbeiläßt. Aber wer möchte es glauben? Wie oft mußte

ich selbst, trotz all meines Widerstrebens und meiner Abneigung gegen die Medizin, auch mich dazu verstehen, und überdies mit einem heitern Gesicht, Pillen, Öle, Purgiermittel usw. zu verschlucken, als wären es die besten Bonbons, und die Hände mit Salben und Schmieren der verschiedensten Art zu parfümieren! Und mit welchem Erfolg? Sehr häufig erzielte ich gar keinen günstigen, mitunter einen teilweise guten. Eine Kleinigkeit reicht hin, um in denen, welche uns zuerst Vertrauen entgegenbrachten, das frühere Misstrauen wieder wachzurufen, z. B. ein anderes Gefäß, als das frühere war, die Farbe der Medizin, deren Geruch usw.

Diesen Eingeborenen erwangelt auch eine gewisse Fähigkeit zur Chirurgie keineswegs.

Die Aderlässe sind etwas ganz Gewöhnliches; sehr häufig sieht man an kranken Körperteilen breite und tiefe Einschnitte, die von geschickter Hand mit dem Federmesser geführt wurden und oft einen ganz abschreckenden Anblick bieten. Aber niemand gibt bei einer solchen Metzgerei einen Schmerzenslaut von sich. Man muß sich wirklich über ihre wahrhaft stoische Gefühllosigkeit wundern. Und doch, welche Furcht legen sie nicht wiederum an den Tag bei einem ganz feinen Schnitt mit meiner Lanzette! Welch ein Schreck erfüllt sie bei einem ganz unbedeutenden Zucken, verursacht durch irgend ein Desinfektionsmittel! Immer unter dem Einfluß der Furcht, sie müßten daran sterben, sah ich oft, wie die Kranken zum Flusse ließen, um sich zu baden und die Verbände im Wasser zu waschen, weil sie mit etwas Wasser mit Phensäure eingespritzt waren. Auch hier sind die gewöhnlichsten Mittel der beste Weg, um aus den Köpfen der Schwarzen die lang gehegten Vorurteile herauszubekommen. Jedoch ist es beim Aderlassen nicht so leicht, bei einem andern vorher die Probe zu machen. Nicht einmal im Traume fällt es einem ein, für ein Mitglied der Familie zu diesem Experiment sich herzugeben. Sollte also ich herhalten? Es

ist eine Art Martyrium, zu dem ich mich doch nicht so ohneweiters hergeben möchte. Wir benützen also andere Kniffe, um ihnen beizukommen. Hier sei einer davon erwähnt:

Ein kleiner Leopard, den man auf schlaue Weise aus seiner Höhle zu locken wußte, als gerade seine Frau Mama abwesend war, ward mit noch einem seiner Brüderchen zur Mission gebracht. Als die Schlingels, bereits herangewachsen, dem Hühnerhause des öfteren unliebsame Besuche abstatteten und dafür sorgten, daß die Zahl der Hühner nicht zu groß würde, erhielt der eine eines Tages, als er wieder bei einer dieser seiner Visiten überrascht wurde, von einem unserer Brüder einen etwas festen Fußstoß, der ihm einen Beinbruch verursachte, welcher nach einigen Tagen zu eitern begann. Eine chirurgische Operation war somit notwendig. Das arme Tier konnte sich kaum fortschleppen auf seinen drei Beinen. Nachdem ich mich gegen die Krallen und den Rachen des gefährlichen Klienten zur Genüge versichert hatte, machte ich mich an das Geschäft, im Beisein des Häuptlings Kahango und einer Anzahl Neugieriger, die alle einstimmig den Tod des Leoparden vorhersagten.

Nach einer sorgfältigen Desinfektion richtete ich das gebrochene Gelenk wieder ein, legte um das Bein einen schützenden Verband und verpflichtete meinen geduldigen Patienten zu absoluter Ruhe. Der Erfolg hätte nicht glänzender sein können. Nachdem ich nach einiger Zeit den Verband abgenommen hatte, konnte der kleine Wildfang wieder frei und gesund herumstreifen und nun seine früheren Besuche von neuem wieder aufnehmen. Von dem Bruch blieb nicht die geringste Spur übrig. Natürlich verschaffte mir diese Heilung ein wenig Vertrauen bei den Negern und einen größeren Glauben auf meine ärztliche Kunst.

Aus dem Ganzen ersieht man, daß der Missionär nicht nur die Seele, sondern auch den Leib heilen muß; doch das tut er, um die Seelen zu gewinnen.

Unterhaltendes.

Doppelte Ketten.

Erzählung von Dr. Hugo Mioni.

(Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Bruder gegen Bruder.

Schon im zartesten Kindesalter hatte Anton seine Eltern verloren. Unter vielen andern Opfern waren auch sie von einer tückischen Seuche weggerafft worden. Die arme Waise war somit nach den Bestimmungen des Gesetzes Eigentum des nächsten Verwandten geworden. Kinder sind nach afrikanischer Ansichtungsweise keine juridische Person, sondern eine Sache, worüber die Eltern oder Verwandten volles Eigentumsrecht besitzen.

Der Vater oder nach dessen Tod der nächste Verwandte — wir wollen ihn hier Vormund nennen — hat volle Gewalt über das Kind; er kann mit ihm machen, was er will; und fällt es ihm ein, dasselbe zu töten, so wird ihm niemand einen Vorwurf machen.

Antons Vormund hatte sich um seinen kleinen Neffen nicht die geringste Sorge genommen, ja er hatte sich sogar geweigert, ihn in sein Haus aufzunehmen. So sah sich der arme Kleine gezwungen, von Tür zu Tür sich sein Brot zu erbetteln, bis ihn sein guter Engel zur Hütte des Missionärs führte, der ihn liebevoll unter seine Waisenfinder aufnahm.

Um aber auf gesetzlichem Wege voranzugehen, begab sich der Missionär sogleich zum Vormund.

„Erlaubst du mir, den Waisenkaben aufzunehmen?“ fragte er ihn.

„Ich kümmere mich nicht um ihn, der Elende soll zugrunde gehen“, war die Antwort des herzlosen Vormundes. „Es steht dir vollkommen frei, ihn nach Belieben in deinem Waisenhaus zu erziehen. Ubrigens wundere ich mich darüber“, fügte er bei, „dass du dich der Waisen so annimmst; es wäre doch viel besser, wenn sie zugrunde gingen. Es wären dann weniger Bäuche zu erhalten.“

Gar bald sah der Missionär, dass er es durchaus nicht zu bereuen hatte, Anton aufgenommen

zu haben. Der Knabe zeigte einen sehr guten Charakter und war intelligent veranlagt.

Als dann Anton zum muntern, talentvollen Burschen herangewachsen war, dachte der Missionär sogar daran, ihm die Anfangsgründe der lateinischen Sprache beizubringen. Der kleine Neger machte in seinem neuen Studium nicht unbedeutende Fortschritte und eines schönen Tages offenbarte er dem Missionär, es sei sein aufrichtiger Wunsch, Priester zu werden. Wohl zögerte der Pater mit der Antwort und reiflich prüfte er den für einen Neger so außerordentlichen Beruf, endlich kam er aber doch zu dem Resultat, dass Anton wirklich für den hohen Beruf ausgewählt sei. Schon sah er in seinem Schütling den zukünftigen Priester und Mithelfer in der Seelsorge, schon schmeichelte er sich mit der Hoffnung, die Leitung der Mission in dessen Hände legen und, wenn einst das ganze Dorf christlich geworden, seine Tage unter P. Antonis Beistand ruhig beschließen zu können: da kam so unerwartet jener verhängnisvolle Morgen, an welchem der Vormund sein Mündel zurückverlangte.

Das Gesetz gab ihm das Recht dazu. Der Sultan allein konnte es verhindern, doch er hatte den Missionär nicht einmal vorgelassen. Der schöne Traum war also vereitelt. Der zukünftige Priester sollte ein armer Sklave werden und viele, viele Seelen, die er hätte retten können, sollten so verloren gehen.

Menschlich gesprochen, hätte die Mission ein gröberes Unglück nicht treffen können. Es schien, Gott habe sie verlassen, der Allmächtige habe sie nicht zu schützen vermocht und unwillkürlich kam dem heimgesuchten Missionär das Wort des Psalmlisten über die Lippen: „Erhebe dich, o Herr, warum schlafst du?“ — Doch Gott weiß, was er tut, und oftmals lässt er Dinge zu, die den Menschen das grösste Unglück dünken,

Dinge, die mit seiner Güte und Gerechtigkeit in offenem Widerspruch zu stehen scheinen, am Ende aber führen sie zu einem Ausgange, den niemand erwartet hatte, und lassen so die Wunder der Barmherzigkeit Gottes in um so hellerem Lichte erstrahlen. —

Anton hatte den Palast des Sultans erreicht. Zahlreiche Neger umstanden wartend die Hütte desselben. Die meisten billigten die Handlungsweise des Königs, andere verurteilten sein Vorgehen, in besonderer Weise die Christen und jene Heiden, deren Kinder und Verwandte der König genommen hatte, um sie den Sklavenhändlern zu verkaufen. Energisch protestierten sie dagegen; sie verlangten Gerechtigkeit und forderten ihre Kinder zurück; allerdings nicht, weil sie dieselben liebten und es sie schmerzte, daß die Kinder einem so traurigen Los anheimfallen sollten, sondern weil sie selbst ihre Kinder verkaufen wollten und darob erboßt waren, daß der Sultan dieses einträgliche Geschäft abschloß und er allein den feinen Rum und die Perlen erhalten sollte.

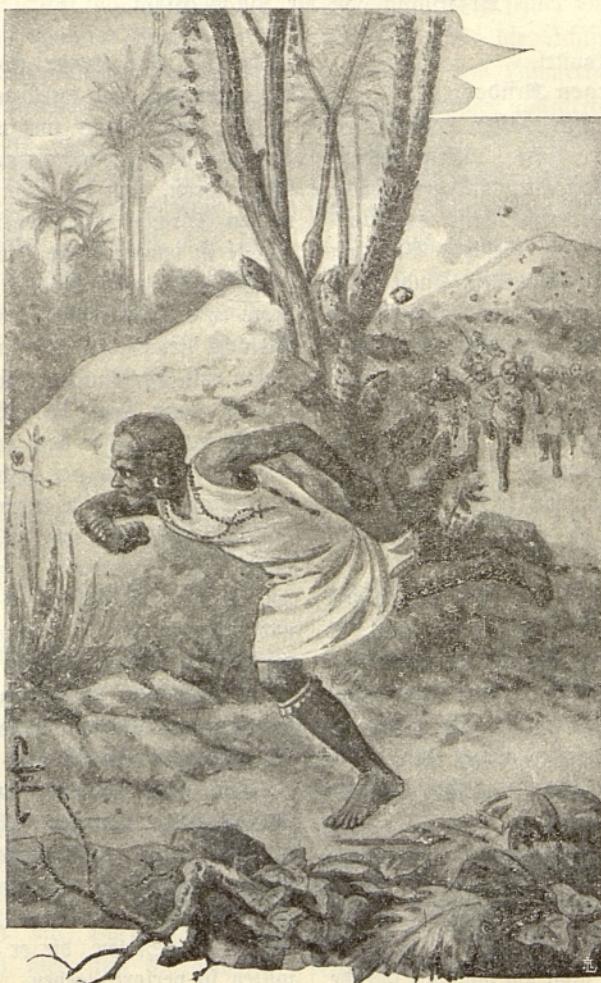
Unter den Negern, welche sich um den Palast des Sultans drängten, standen auch einige Araber, echte Barrabasgesichter.

Sie sprachen mit den Negern in ihrer Mundart, so daß sie nur schwer verstanden werden

könnten. Leider gingen verschiedene auf ihre Einladung ein, mit ihnen den schmälichen Handel abzuschließen.

So mancher Vater führte sie mit sich, um ihnen sein eigenes Kind, sein Weib oder nächste Verwandte zu verkaufen.

Zuletzt erst, beim Anblick dieser Schreckensszenen, erkannte Anton, was sich in seinem Dorfe abspielte. Bis zur Stunde hatte er von der Ankunft der Sklavenjäger und ihrem abscheulichen Handel nichts erfahren. Der Anblick dieser Barbaren enträstete ihn, mehr aber noch die Niederträchtigkeit der eigenen Landsleute, die ihre Kinder verkaufsten. Er sprach lange mit ihnen; er wollte sie zur Einsicht bringen, sie bewegen, die Araber abzuweisen; — er schimpfte gegen den Sklavenhandel, predigte die göttliche Wahrheit von der Gleichheit aller Menschen; er zeigte ihnen die Sklaverei als ein großes Übel, als das größte Verbrechen. Aber niemand schenkte seinen Worten Gehör. — Der Menschenhandel



Er lief, was er laufen konnte ... (Seite 44.)

ging lebhaft weiter. — Da durchzuckte Anton ein düsterer Gedanke ...! Wie, wenn der Vormund ihn nur verlangte, um ihn zu verkaufen? Aber er schlug den Gedanken nieder, er war doch zu albern. Sein Vormund dachte gewiß nicht an so etwas. Oder doch ...?

Noch ungestüm verlangte er beim Sultan

vorgelassen zu werden. Dieser aber nahm ihn nicht an, er hätte ihn auch gar nicht empfangen können; ein furchtbarer Rausch hatte ihn unfähig gemacht, ein Rausch, so recht für einen Sultan, der manchem armen Untertan die Freiheit gekostet hat. An Schwippe und Räusche war der Sultan sonst gewöhnt; wie manchen hatte er schon ausgeschlafen! Früher hatte er sich immer nur an der Busa oder der geschmacklosen Merissa berauscht, diesmal hatte er sich an der Rumflasche gelabt.

Während nun Anton so da stand und vergeblich Audienz verlangte, kam plötzlich zu nicht geringer Überraschung der Vormund auf ihn zu. Er war ein häßlicher, älterer Neger und hente bereits halb betrunken; er hatte einen Urenkel an die Araber verkauft und dann die zwei Flaschen Schnaps, die er dafür erhalten, mit Behagen geleert.

„Endlich!“ rief er aus, als er Antons ansichtig wurde.

„Vormund! Ich habe gehört, du seiest beim Missionär gewesen, um mich zurückzufordern“, rief ihm dieser entrüstet zu.

„Ganz richtig,“ entgegnete der Vormund höhnisch lachend, „ich war dort.“

„Wozu brauchst du mich?“

„Gemütlich! — Um dich zu verhandeln, versteht sich. Hat dir's der Missionär nicht gesagt?“

Der furchtbare Verdacht war also Wirklichkeit geworden. Bis zur Stunde hatte sich der Vormund um den Jungen nicht gekümmert, jetzt wollte er ihn an die Araber verkaufen.

Auf jenes furchtbare Wort war Anton wie betäubt; er glaubte wahnsinnig zu werden. Ein Sklave sollte er werden! Er, der unterrichtete, talentvolle Christ; er, der sich in der Mission so glücklich fühlte. Er, der vom künftigen Priestertum träumte, er sollte ein Sklave werden! Unmöglich! Das konnte er nicht zulassen. Mit aller Kraft wollte er sich dem widersezen. Wenn aber der Vormund darauf bestand? Seinem Willen konnte er sich nicht widersezen, das Gesetz war nun einmal für ihn und der Sultan, der ja selbst viele Sklaven verkauft hatte, konnte es auch einem Untertanen nicht gut verbieten.

Er, ein Sklave! Der Missionär wußte ja doch, was der Vormund vorhatte. Warum hat er es ihm denn nicht früher gesagt? So hätte er entfliehen können. Der Wald hätte ihm so

manche treffliche Schlupfwinkel geboten. Warum hatte ihn der gute Pater nicht darauf aufmerksam gemacht?

„Du täuschest dich!“ rief Anton, aus seinen Träumen erwachend, plötzlich auf.

„O nein! Du bist mein und ich verkaufe dich.“

„Du hast dich nie um mich gekümmert!“

„Dafür jetzt um so mehr!“

„Der Missionär . . .“

„Hat dich brav aufgezogen. Du bist jetzt groß und stark . . .“

„Er hat so viel für mich getan.“

„Nicht für dich, für mich hat er es getan. Du kannst jetzt schreiben und rechnen. Der arabische Scheich braucht gerade einen solchen. Sechs Flaschen Rum hat er mir angeboten und überdies noch zwei Kleider und ein Messer. Ah, sechs Räusche und zwei schöne Kleider!“

„Mit welchem Rechte willst du mich verkaufen?“ schrie Anton jetzt erregt auf.

„Was, du willst mir dieses Recht absprechen?“

„Ich lasse mich nicht verkaufen!“

„Nicht! — Du widersehest dich meinen Befehlen? Hat man dich so deinen Vormund achten gelehrt? — Doch du hast Recht. Nein, ich werde dich nicht verkaufen . . .“

„Nicht?“ fragte Anton überrascht und schon begann er zu hoffen; doch zu schnell sah er sich enttäuscht, als der Vormund spöttisch beifügte: „denn ich habe dich schon verkauft.“

„Aber, Vormund!“

„Fertig! — Araber, dieser Bursche da gehört dem Scheich, nehmet ihn!“

„Wie und nimmer!“ schrie Anton und machte sich mit einem gewaltigen Sprung von der Bande los.

„Packt ihn! Fangt ihn ein!“ schrie der Betrunkene.

Die Araber stürzten dem Jünglinge nach. „Wer ihn fängt, bekommt eine schöne, rote Mütze“, schrie einer aus ihnen. Dieser Preis spornte auch die Neger an und sie eilten dem Flüchtigen nach.

Anton, von den Negern umgeben, holte weit aus und eilte, was er konnte. Er hoffte, den Wald zu erreichen, und war er einmal dort, so war er gerettet. Er kannte den Wald zu gut, weit besser als alle andern. Wie oft hatte er

dort gejagt; er teilte eben die abergläubische Furcht seiner Stammesgenossen nicht, die nur selten dorthin gingen, weil sie Angst hatten, sie möchten auf einen herumirrenden, blutdürstigen Gözen stoßen. Er eilte, und während er lief, flehte er zu Gott, er möge ihn von seinen Feinden erretten und ihm die Freiheit bewahren.

„O Herr, gib nicht zu, daß ich in die Hände meiner Feinde falle, auf daß ich dir einst ein würdiger Priester werden und viele, viele Seelen zu deiner Liebe führen könne.“

Das Gebet war kurz, aber innig, so recht aus Herzengrund. Er flehte um die Freiheit, nicht so sehr aus Furcht vor den Schrecken der Sklaverei, sondern vor allem in der Hoffnung, sie einst brauchen zu können, um viel Gutes zu wirken.

Er lief, was er laufen konnte . . .

Er hat die letzten Hütten des Dorfes hinter sich; er ist im Freien, auf den besäten Feldern, die durch lange Kaktushecken abgeteilt sind. Von da sieht man den Wald, seinen Retter. Noch wenige Minuten und er hat ihn erreicht, die dichten Blätter werden ihn bergen Doch dicht hinter ihm folgen die Feinde. Welch grausiger Anblick, Brüder gegen Brüder losstürmen zu sehen, um sie grausamen Feinden auszuliefern!

Anton spannt die letzten Kräfte an.

Eine Minute trennt ihn noch vom Walde; da trifft ihn, von kundiger Hand geschleudert, ein wuchtiger Stein am Fuße. Anton wankt und stürzt zu Boden.

Wohl rafft er sich auf, doch die nächsten Verfolger haben ihn bereits erreicht und stürzen sich wütend auf ihre Beute.

„Laßt mich!“ ruft er.

„Haltet ihn! Haltet ihn fest!“

„Erbarmen! Ich bin ja euer Bruder! Der Pater wird es euch reichlich vergelten. Erbarmt euch, macht mich nicht zum Sklaven!“ fleht er sie an und kämpft, um sich von ihnen los zu machen. Doch sie hören auf sein Flehen nicht. Acht, zehn, zwanzig haben sich auf ihn geworfen und halten ihn nieder. Einige knien auf seinen Füßen, andere schlagen ihn, um ihn zur Ruhe zu bringen, andere endlich haben ihm die Kleider herabgerissen, sie zerreißen und daraus einen Strick geslochten; mit diesem knebeln sie ihn so fest, daß er sich nicht rühren kann.

Die Araber sind zur Stelle; die Neger stehen auf.

„Da ist er!“ rufen sie und überweisen den Sklavenjägern den armen Burschen, der festgebunden, erschöpft und verwundet am Boden liegt, mit Staub und Blut bedeckt.

Mit sichtlicher Genugtuung betrachten sie ihn.

„Und der Lohn?“ fragen die Neger.

„Bringt ihn zuerst ins Lager.“

Einige erheben den unglücklichen Gefangenen und von den triumphierenden Genossen umgeben, die sich des Opfers freuen, führen sie ihn ins Lager. Sie freuen sich, daß einer ihrer Landsleute den Sklavenjägern in die Hände gefallen ist, ohne auch nur an den Schaden zu denken, den sie sich selber und der Sache Afrikas zufügen, ohne zu bedenken, daß mit jedem neuen Sklaven gleichsam ein Blutstropfen vom Körper des unglücklichen Afrika fällt, dieses armen, fluchbeladenen Erdteiles, der gerade infolge der grausamen Sklaverei langsam der Entvölkerung entgegengeht.

3. Kapitel.

Putzlose Bitten.

Der Missionär wartete lange auf Anton's Rückkehr. Je länger er ausblieb, desto größer wurde seine Besorgnis. Oder war er bereits Gefangener? Der Pater mußte sich Gewißheit verschaffen.

Wohl verließ er die Station nicht gerne; seine Gegenwart war dort notwendig, um die armen Kleinen zu verteidigen, denn es war mehr als wahrscheinlich, daß man versuchen würde, das eine oder andere derselben zu rauben, um sie den Sklavenhändlern zu verkaufen; er wollte bleiben, um jeden Versuch zu verhindern. Falls noch welche Eltern kamen, um ihre Kinder zurückzufordern, wollte er ihnen abraten, wollte ihnen das Mitleid mit denselben ans Herz legen und die Pflicht, Freiheit und Leben derselben zu respektieren. Doch er liebte Anton zu sehr und der Bursche war für das Gediehen der Mission zu notwendig, als daß der Pater sich um ihn nicht vor allen andern kümmerte. So verließ er denn seine kleine Herde.

Die Neger, denen er begegnete, waren zumeist betrunken; dieser Anblick schmerzte ihn tief, denn es war um den Preis von Menschenleben.

„Missionär!“ riefen sie ihm lassend entgegen, „warum verkauft du deine Waisen nicht? Die Araber geben dir himmlisches Wasser dafür, von ihrem Gott selbst bereitet.“

Der Pater antwortete nicht. Er lenkte seine Schritte geradenwegs der Hütte des Häuptlings zu, um den letzten Versuch zu machen. Er traf den König auf der Türschwelle, fein gekleidet, in lebhaftem Gespräch mit einem Araber. Dieser stand hoch in Jahren; seine Gestalt war imponierend, der Gesichtsausdruck gebieterisch; der lange Bart war wie Schnee. Von weitem machte er einen ehrwürdigen Eindruck, der an die alten Patriarchen erinnern konnte. Doch näher betrachtet, entging einem das grausame Lächeln um seine Lippen und der schalkhafte, unruhige Blick nicht.

Der Missionär erkannte ihn sogleich als den Scheich und wollte sich einstweilen zurückziehen, doch der König hatte ihn schon bemerkt. „Komm' mir, Pater!“ rief er ihm zu; der Missionär mußte also ins Feuer.

„Verflucht!“ brummte der Araber, als er den Pater bemerkte. „Muß ich dich auch hier treffen!“ Er hasste die Missionäre, denn er wußte es wohl, daß sie ihm im Sklavenhandel die größten Schwierigkeiten machten.

„Mein Freund, der Missionär,“ sagte der Häuptling, als er ihn dem Scheich vorstellte. „Er hat in seinem Waisenhause viele starke, hübsche Kinder. Die besten, die ich dir verkaufte, sind von dort. Er hat noch manche andere; frage ihn nur, vielleicht verkauft er dir welche.“

„Ich verkaufe meine Waisenkinder nicht, im Gegenteil, ich bedauere es sehr, daß du, Häuptling, diesen Handel duldest.“

Der König richtete sich auf. „Was, du wagst es, mein Vorgehen zu tadeln?“

„Ich erhebe meine Stimme zugunsten so vieler Unglücklicher, die du und deine Leute zu armen Sklaven machst.“

„Habe ich denn nicht das Recht, meine Untertanen zu verkaufen,“ entgegnete der Sultan lebhaft.

„Der Vater hat kein Recht, seine Kinder zu verkaufen; du bist der Vater deines Volkes.“

„Der Vater hat das Recht; und übrigens bin ich mehr als ein Vater; ich bin Herr und kann über meine Leute verfügen, wie es mir gefällt“, erwiderte der König aufgebracht.

„Sultan, mich wundert's, daß du dich herbeilbst, mit diesem Weisen zu sprechen“, warf jetzt der Scheich ein.

„Er ist mein Freund.“

„Wie kann sich ein Schwarzer so herabwürdigen, seine Freundschaft einem verfluchten Weisen zu schenken. Du kennst die Bosheit der Missionäre noch nicht.“

„Sind sie denn böse?“ fragte der König, der sich nach Kinderart von jedem Beliebigen sogleich beeinflussen ließ und vor allem vom schlauen Araber, dessen Verschmittheit er schon bewundert hatte.

„Sie sind deine größten Feinde!“

„Ja! Ein so großer Feind, daß ich mich seit 12 Jahren dem Wohle deines Volkes gewidmet habe. Ich habe Schulen errichtet, die Kranken gepflegt, die Waisen auferzogen und sie manches Nützliche gelehrt.“

„Das ist wahr, du hast für mich und mein Dorf schon viel getan“ meinte der König nachdenkend.

„Glaub' mir's, Sultan, das hat alles seinen Grund. Wenn die Leute einmal auf seiner Seite sind, erhebt er sich und jagt dich davon.“

„Das ist nicht wahr! Niemand ist dir so treu wie wir Christen.“

„Glaub' ihm nicht. Anderswo haben es seine Genossen ebenso gemacht. Zuletzt haben sie sich dann als Sultane ausrufen lassen.“

„Wirklich?“ fragte der Sultan.

„Du lügst!“ schrie jetzt der Missionär entrüstet auf.

„Schweig!“ brüllte der Araber; „reize mich nicht. Nie hat mich jemand ungestraft einen Lügner geheißen! Schweig', sonst“

„Ich wiederhole es, du lügst! Noch nie hat ein Missionär das Volk aufgeheizt. Zwölf Jahre bin ich hier. Wenn ich das wollte, hätte ich es längst tun können. Der König kennt meine Treue, er weiß es, daß ich die Leute stets zum Gehorsam auffordere.“

„Das ist wahr,“ meinte der Sultan.

„So wahr, daß er dir heute noch das Recht ab sprechen will, deine Untertanen zu verkaufen; er beneidet dich um den Ruhm, um die schönen Kleider und um die Waffen, womit du seinen Aufstand einst unterdrücken kannst.“

„Hast nicht ganz unrecht“, bemerkte der Sultan nachdenklich.

„Sultan, wenn ich dein Feind wäre, würde ich den Sklavenhandel begünstigen.“

„Glaub' ihm nicht!“

„Schau', durch diesen Handel beraubst du dich vieler Untertanen und dann hätte ich es leicht, dich zu entthronen. Aber weil ich deine Macht wünsche, warne ich dich davor.“

„Sultan, die Sklaven sind jetzt auf dich erzürnt; er will sie jetzt zurückhaben, weil er weiß, daß er sich gegen dich auf sie verlassen kann. Übrigens, der Kauf ist abgeschlossen und du hast kein Recht mehr, ihn zu brechen.“

„Ich bin der Sultan!“ schrie der Häuptling erbost.

„Und ich ein arabischer Scheich.“

„Alle müssen mir gehorchen!“

„Die Neger vielleicht. Ich kenne nur einen über mir, Allah, den Gründer der Sklaverei.“

„Siehst du nun, Sultan, wer dein wahrer Feind ist und deine Macht herabsezt? Brich den Vertrag und fordere die Sklaven zurück. Höre auf ihr Flehen und erbarme dich ihrer! Bedenke, daß Gott sie frei erschaffen hat, daß er die Sklaverei nicht will, sondern sie verwirft!“

„Allah ist der wahre Gott, er hat die Sklaverei eingesezt und durch Mohammed gelehrt. Genug, ich bin dieser Schwäzerien müde. — Sultan, hast du mit mir noch etwas auszumachen?“

„Nein,“ erwiderte der wankelmütige Sultan. Die Worte des Missionärs hatten auf ihn tiefen Eindruck gemacht, aber er wollte es auch mit dem reichen, freigebigen Scheich nicht brechen. Und warum auch? Wenn er das Recht hatte, seine Untertanen zu töten, konnte er sie auch verkaufen. Und daß der Sklavenhandel etwas Herrliches sei, war ihm ausgemachte Sache.

Und doch! Der Missionär wußte so vieles; er war gewiß besser als seine Zauberer und der Scheich; wie, wenn er doch Recht hatte? Der Scheich hatte sich entfernt, der Pater aber fuhr fort, den Sultan zu bestürmen, daß er die Sklaven zurückverlange, daß er ihm seinen Anton und die Waisen wiedergebe.

„Zeige deine Macht und die Liebe zu deinem

Völke! Siehst du nicht, daß der Scheich die Neger verachtet? Er macht nur den Schwarzen zum Sklaven, weil er ihn als ein Vieh betrachtet. Sultan, ich habe viel für euch getan, als Entgelt verlange ich jetzt die Sklaven; ich bitte dich, ich beschwöre dich darum!“

Diese Worte blieben nicht ohne Wirkung.

„Ich möchte ja, aber was wird der Scheich dazu sagen?“

„Er muß nachgeben.“

„Das weiß ich; aber er wird sagen, daß ich dir gehorcht habe, daß nicht der Neger im Dorfe Herr ist, sondern der Weiße.“

„Kümmere dich um sein Reden nicht. Du gehorchest nicht mir, sondern Gott, in dessen Namen ich spreche.“

„Ja, aber . . .“

„Gut, wenn du nicht willst, wenn du bei deiner Herzeshärte verharrst, weißt du, was deiner wartet. Gott haft dieses Laster; die Klagen der armen Sklaven werden zu seinem Throne empordringen und seinen gerechten Zorn über dich herab beschwören!“

Doch mit dieser tiefsten Warnung hatte der Missionär die falschen Saiten angeschlagen.

Der Hauptzug im Charakter des Sultans war Stolz und Selbstvergötterung. Von Jugend auf war er gewohnt, sich nicht als einen gewöhnlichen Menschen, sondern als göttliches Wesen betrachtet zu sehen. Er war von seiner göttlichen Macht überzeugt. Und jetzt kommt der Missionär und droht ihm den Zorn und die Strafe seines Gottes an; das war ihm zu viel.

„Ich fürchte niemand,“ rief er stolz aus, „auch deinen Gott fürchte ich nicht! Du drohst mir seine Rache an. Gut, es sollen die Sklaven ihrem Schicksal entgegengehen, und wenn der Scheich noch mehr will, soll er sie haben. Deine Waisen stehen ihm zur Verfügung. Wenn dein Gott es will, soll er sich ihrer annehmen, und wenn er mich strafen will, soll er es tun; ich fürchte ihn nicht!“

Mit diesen Worten trat der Häuptling in die Hütte. Der Missionär, von dieser Gotteslästerung wie niedergeschmettert, kehrte traurig in die Station zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Der Todesschwur — ein afrikanisches Sittenbild. (Schluß.)

Allein der Sieger, seiner Überlegenheit gewiß, anstatt zu üben, stolzierte ganz siegesbewußt einher, ohne daß ihm der höhnische Blick des Ovanye, dem er bisweilen begegnete, auffiel.

Unterdessen fanden an den Ufern des Kunene große Krokodiljagden statt. Zehn dieser Ungeheuer waren die Beute der gewandten und tapferen Ovambos. Auf Befahl des Königs wurden jedoch vier kraft- und prachtvolle Exemplare am Leben erhalten und in einem eingefriedeten Felde in der Nähe des Flusses untergebracht. Eines der Krokodile, ein vier Meter langes Prachtexemplar von rüstigem Körperbau und ganz außerordentlicher Behendigkeit, ließ der König drei Tage vor Schluß des Monats in ein Gehege absondern und unterwarf dasselbe einem strengen Fasten.

Schrecklich ist ein hungriger Wolf; noch weit schrecklicher muß aber ein hungriges Krokodil sein. Das durfte man wenigstens vermuten, wenn das Tier beim Gähnen seinen furchterlichen Rachen öffnete, mit den scharfgeweckten Zähnen knirschte und wütend gegen die starke Umzäunung sprang.

„Noch ein bißchen Geduld, Alter,“ murmelte vergnügt Ovanye, wenn er tagtäglich, allerdings durch die Umzäunung geschützt, dem Krokodil einen Besuch abstattete. „Der Bissen wird dir umso vorzüglicher mundet.“

Der entscheidende Tag zum Wettkampfe war angebrochen. Sämtliche Krieger standen bereit, in der Erwartung, vom Herrscher als Gegner Kanegolos bestimmt zu werden. Da sie den verwegenen Schwur Kanegolos kannten, waren ihre Geister zwischen zwei Meinungen geteilt: einerseits trieb sie der Ehrgeiz an, selbst die Palme zu erringen, damit der besiegte Kanegolo dem grausamen Los entrinne, lebendig zerhackt zu werden.

Die Ufer des Kunene bedekten Hunderte von Eingeborenen in Erwartung des interessanten Schauspiels, welches ihnen ihr Herrscher versprochen hatte. Dieser schien in ganz heiterer

Stimmung zu sein, nur ein hämischer Zug verzerrte von Zeit zu Zeit die Mundwinkel. Er war von seinem ganzen Hoffstaat, von einigen hohen Persönlichkeiten umgeben, ihm zunächst ein berühmter Zauberer, der regelmäßig den Regen herauftschwor, wenn — die Witterung regnerisch war, ferner der oberste Kriegsmarschall, dem zugleich die Anordnung der königlichen Jagden und Fischereien oblag, endlich ein Höfling, ein geriebener Pläne schmieder gegen Gut und Leben der Ovambos. Und den Hoffstaat umgaben dreißig Krieger, auf ihre Lanzen gestützt.

Auf ein Zeichen der schwarzen Majestät drängte sich Kanegolo durch die Menge hindurch und gelangte bis zum König. Alles lauschte; aber nur die Zurückstehenden vermochten folgenden Wortwechsel zu vernehmen: „Kanegolo, du hast einen tollkühnen Eid geschworen. Unter Todesstrafe hast du die Verpflichtung übernommen, dich mit irgendwelchem Gegner zu messen und ihn zu besiegen. Siehe, hier ist er, der dir den Sieg streitig machen soll.“

Als auf einen neuen Wink des Herrschers die Ehrenwache sich teilte, fiel Kanegolos Blick auf ein mächtiges Krokodil, das zehn Mann nur mit Mühe im Baume hielten. Kopf, Klauen und Schwanz waren einzeln für sich mit je zwei starken Tauen so zusammengeknüpft, daß es genügte, ein Ende jeder Fessel loszulassen, um dem Ungeheuer alsbald die Freiheit zu geben.

Dem Kanegolo sowie allen anwesenden Stammesgenossen lief ein kalter Schauer über den Rücken bei diesem Anblick. „Gnade! Erbarmen!“ flehte der Ärmste, indem er sich zu den Füßen des Tyrannen stürzte.

„Kanegolo,“ entgegnete dieser, „du hast mir dein Wort verpfändet, jetzt heißt es, dein Versprechen halten. Gehst du als Sieger aus der Prüfung hervor, so magst du von mir verlangen, was du wünschest; dazu gebe ich dir mein königliches Ehrenwort. Als Ziel gilt das andere Ufer des Kunene. Und weil du es bist, will ich in meiner Hochherzigkeit dir noch einen Vorsprung von fünf Faden geben.“

Mit seinem geübten Auge hatte der Wilde

die zirka 150 Faden abgemessen, die ihn vom entgegengesetzten Ufer trennten, und eingesehen, daß bei dieser Entfernung das gierige Krokodil ihn zwanzigmal verschlingen könnte. Als Ergebnis seiner Untersuchung verweigerte er die Annahme eines Wettkampfes, worin er einem sichern Tode entgegengesetzt, da er sich selbstverständlich nur in einen Wettkampf mit Menschen einzulassen beabsichtigt hatte.

Ovanhe erwiderete ihm höhnisch lächelnd: „Hast du deinen feierlichen Eid schon vergessen, teurer Kanegolo, und die Bedingungen, die du selbst gestellt, daß du dich nämlich in Stücke zerhauen lassen wolltest, falls du von deinem Vorhaben abstehen solltest? Oder ziehst du vielleicht jene letzte Todesart vor? Zeigt schon, um dein Strauben zu bestrafen, dürfte ich dich in Stücke zerschneiden lassen. Aber ich will noch einmal Milde walten lassen. Triff selbst die Wahl!“

„Nun, da ich mich unbedingt in diesen Kampf einlassen muß, so reiche mir doch wenigstens eine Waffe, damit ich mich gegen das Ungeheuer verteidigen kann.“

„Was, eine Waffe? Du hast ja gar keinen Wettkampf, sondern nur ein Wettschwimmen auszufechten.“

Kanegolo, überzeugt, daß alles Bitten und Beschwören einem so grausamen Thramen gegenüber nutzlos sei und daß er vielleicht noch leichter dem grausigen Rachen eines Krokodils entrinnen könne als diesem blutdürstigen Thramen, nahm einen verzweifelten Anlauf und tauchte in den Fluß, bevor der Thram neue Ränke ersonnen. Erst zehn Meter vom Ufer tauchte er wieder auf, um Lust zu schöpfen.

„Der Kerl betrügt!“ rief Ovanhe erregt, gab rasch einen Wink und im Nu war das Krokodil von seinen Fesseln befreit. Das ausgehungerte Ungetüm versuchte, sich auf seine Wächter zu stürzen, aber die Lanzen hielten es im Zaume

und mit Stockschlägen und Lanzenstichen wurde es gegen das Ufer getrieben, wo es bald im Wasser einen schwarzen Punkt gewahrte. Es war Kanegolo, der gerade an der Oberfläche erschienen war, um zu atmen. Das Tier witterte Menschenfleisch und stürzte sich pfeilschnell in den Fluß in der Richtung des schwarzen Punktes. Ein fürchterliches Geheul erhob sich, als die Ovambos das entsetzliche Tier direkt auf ihren Stammesgenossen zuschwimmen sahen. Beim Anblick seines Feindes tauchte Kanegolo und machte eine Schwenkung. Allein er hatte noch nicht den dritten Teil der festgesetzten Entfernung zurückgelegt, als er wieder an die Oberfläche kam und nur in geringem Abstande seinen gierigen Todfeind erblickte. Eine neue Schwenkung hätte ihn auf kurze Zeit außer Gefahr gebracht, wenn nicht sein schlauer Gegner jede Bewegung wahrgenommen hätte und ihm gefolgt wäre. So dauerte der Kampf noch einige Minuten weiter und immer geringer wurden die Aussichten Kanegolos. Zum letzten Male tauchte er zehn Meter vom Ufer auf und mit übermenschlicher Anstrengung suchte er dasselbe zu erreichen; dort winkte ihm Heil und Sieg

In atemloser Spannung folgten die Ovambos dem grausigen Schauspiele, während der König schon bei seinen Untertanen einige Anwendungen von Empörung merken konnte. — Da berührte Kanegolo das Ufer mit der Hand. Er war siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen . . . Allein seine Stammesgenossen hatten nicht einmal Zeit gehabt, ein Siegesgeheul zu erheben, als ein Mark und Bein erschütternder Schrei erscholl, während die Wasser des Kunene sich mit Blut färbten. Das Krokodil hatte seinen gähnenden Rachen geschlossen und die Hälfte des Körpers verschlungen.

Kanegolo hatte seine Wette gewonnen und zugleich dieselbe verloren. „K. u. C.“

Heiteres.

Aus der Schule. Lehrer: „Wie kommt es, daß das Meer nicht überläuft, obgleich ihm doch durch die Bäche, Flüsse und Ströme beständig eine ungeheure Wassermenge zugeführt wird?“ — Schüler: „Den Überfluß saufen die großen Fische.“

Für Ansichtskartensammler. Käufer: „Sie haben hier Ansichtskarten vom Bundeschießen, wann hat denn das stattgefunden?“ — Buchhändler: „Das wird erst nächstes Jahr stattfinden.“

Kur. J. J. 1.—; Flourling Th. D. 1.—; Franzensfeste Bar. Ap. 1.—; Freienfeld P. L. 1.—; Friesach J. v. G. 1.—; Gampern W. d. E. 63.—; Gaspolthofen W. d. E. 45.90; Gmunden Pfarramt 7.04; Gmunden Stpr. M. 3.—; Graz C. G. 18.—; R. S. 3.—; Grein Baron v. Br. 1.—; Gries b. Bozen L. A. 8.—; Grieskirchen J. Sp. 3.—; J. St. 2.—; Gunskirchen J. 3. 1.—; Haag R. O. Th. R. 1.—; M. St. 1.—; Hadres M. L. 1.—; Hafing J. R. 4.40; Hall M. H. J. 2.—; Heiligenberg J. 3. 1.—; Heilig-Kreuz a. W. M. S. 1.—; W. d. E. 55.20; J. W. 2.—; Hofkirchen J. M. 1.—; Hohenems M. P. Sp. 10.—; Holzgau L. B. 1.—; Jachenau A. D. 1.55; Innsbruck P. B. R. 10.—; H. J. —20; M. H. 4.—; M. B. 3.—; J. H. 2.—; L. L. 1.—; E. v. W. 3.—; Kaltern J. A. 1.—; Kährlich J. H. 9.40; Kennelbach Pfr. M. H. 2.—; Kirchbichl R. H. 1.—; Kirchham u. M. R. 1.—; Kiefersfelden J. R. 7.66; Kitzbühel A. H. 3.—; Klagenfurt J. B. 1.—; Klaus G. G. —50; Kohlgrub M. D. 2.34; Kolagen J. M. 1.—; Kommelingen J. B. 3.—; Koßelzen Pf. J. Sch. 1.—; Kössen M. Sch. 2.—; Kuchl M. E. 1.—; Lam C. D. —66; Lana M. B. 1.—; J. G. 8.—; J. S. 3.—; Längenfeld P. G. 1.—; Lappach J. J. 2.—; Leng i. d. L. A. M. R. 1.—; Lenggries L. S. 1.54; Letting A. R. 1.—; Lehnitz S. S. —57; Lienz J. W. 1.—; T. S. 3.—; Linz J. St. 1.—; J. St. 1.—; Lochau A. H. 1.—; Lucken J. 3. 3.—; Mals A. Sch. 4.—; J. H. 8.—; Marburg P. J. M. 1.—; Mannheim E. R. 3.20; Margreid C. H. —20; Koop. J. U. 1.—; Marling J. R. 18.—; Mareit Freiherr v. St. 1.—; Mattsee Pfr. M. E. 1.—; Mauer Pfr. R. A. 1.—; Mehrnbach E. N. 1.—; Meran J. G. 3.—; A. R. 1.—; Mittelberg R. M. 32.—; Mölten J. L. 1.—; Mühlbachl G. L. 1.—; München St. Ludwigs-Missionsverein 703.—; Nagyvarad Dr. A. L. 1.—; Mals J. R. 1.—; Nauders J. M. 1.—; Neubeuern A. R. 1.17; Neumarkt C. L. 1.—; A. B. 1.—; J. M. 2.—; Neustift Pfr. P. W. 3.—; Niederkappel J. E. 1.—; Pfr. J. S. 2.—; Nußbach W. d. E. 42.62; Oberdrauburg A. B. 1.—; Obernimieng A. M. 2.—; M. A. 8.—; Obervinti Prov. R. R. 1.—; Oberjochneidig M. D. 3.51; Oberwang W. d. E. 68.80; Odrau T. J. 1.—; Ottwang W. d. E. 35.—; Passau Dom. G. 1.17; Pernau A. v. B. 3. 4.—; Pettendorf W. d. E. 112.—; Petersburg Pf. C. J. 1.40; Psalzen Pfr. L. 10.—; Psalz C. B. 1.—; Pichl J. H. 1.—; Plockau J. L. 2.—; Pöndorf R. J. B. 58.—; Bram M. B. 2.—; J. B. 4.—; Rabenstein Kur. C. H. 3.—; Raggal Pf. C. Sch. 1.—; Ranshofen J. O. 2.—; Reischach J. O. 1.—; Rieglern R. J. 1.—; Ritschhof J. Sch. 3.—; Rodeneck J. R. 3.—; Rohr J. W. 1.—; Saalfelden Pfr. Sch. 3.—; Saffig E. W. 0.32; Salzburg A. v. G. 10.—; J. Sch. 6.—; J. Sp. 2.60; W. d. E. 6.54; R. L. 1.—; E. Sch. 3.—; St. Andra Pfr. 3.—; St. Georgen W. d. E. 96.36; St. Johann i. P. D. R. 1.—; Sankt

Leonhard i. P. S. E. 1.—; St. Florian M. J. 3.—; St. Magdalena i. Gries L. P. H. 13.—; St. Niklaus M. A. 1.—; M. E. 1.—; Sankt Pauls B. W. v. B. 3.—; St. Peter A. R. 1.—; St. Pölten B. R. 18.—; A. B. 1.—; R. M. 1.—; A. B. 3.—; St. Ulrich R. M. 4.—; A. M. R. 5.—; Sarns B. Sch. 8.—; Sarnthein J. B. 1.—; Schattwald L. B. 1.—; Schidelberg J. St. 1.—; Schiefer T. J. 3.—; Schlanders M. M. 2.—; Schlitterberg B. St. 1.—; Schnait J. J. 0.31; Schüttenhofen D. M. J. 1.—; Schwabmünchen J. W. 58.50; Schwarzenberg H. 10.—; Seefkirchen Kan. S. H. 1.—; Servola B. O. 4.—; Sexten Pfr. B. 18.—; Siegsdorf A. D. —35; Sierning A. L. 14.—; J. M. 8.—; Spital R. T. 3.—; Staatz P. G. E. 2.—; Sternberg Sch. 3.—; Straizing A. H. 2.—; Sulz J. B. 1.—; Taisten P. M. 1.—; Taistelberg R. Sp. 2.—; Telses M. G. 1.—; Terlan A. O. 2.—; Ternberg W. d. E. 51.75; Thannstetten R. L. 6.—; Tiefenbach J. R. —57; Tirol J. B. 1.—; Tramit T. v. E. 1.—; J. C. 1.—; Traunkirchen J. M. 18.—; Trents J. B. 1.—; Trient Prof. A. R. 3.—; Tüffling A. R. 1.17; Uffing A. M. 3.39; Ungenach W. d. E. 60.—; Unterach M. H. 1.—; Unterhagen J. M. 2.—; Untergeisenfelden J. N. 1.17; Untermais M. M. 8.—; Untertilliach A. G. 1.—; Uttendorf H. D. 2.—; Uttenheim A. O. —60; Vandans Ch. Sch. 4.47; it. 2.—; Bierschach A. P. —40; Villnöß R. G. 8.—; Aus dem Bittschgau Unbenannt 2200.—; Aus Vorarlberg Unbenannt 100.—; Volders J. A. 8.—; Böls A. R. 2.—; Waidering J. B. 8.—; Waizenkirchen J. M. 2.—; Wartberg P. B. 1.—; Weigelberg Gesch. B. 18.—; Wels W. 62.—; J. J. 8.—; Welsberg A. H. 1.—; T. J. A. 1.—; Westendorf M. B. 1.17; Prof. M. H. 30.—; Domf. J. R. 18.—; M. H. 2.60; Wilharting B. Sch. —31; Windisch-Bellach Pfr. M. M. 2.—; Wifowitz A. S. 1.—; Wifring Th. J. 3.—; Würzburg S. W. 2.34; Zafolan W. D. 2.50.

Zur Persolvierung von heiligen Messen standen ein: Aus Afers 2.—; Altfrauntheim R. 2.34; Albing A. St. 8.77; J. G. 3.51; Bichlbach M. M. 5.—; Brizen R. R. 1.—; N. N. 8.—; Eit J. W. 8.40; Ehenhausen M. W. 1.17; Frohnleiten J. Sch. 2.30; Haufen J. Sch. 2.34; Heilig-Kreuz a. W. J. W. 12.80; N. N. 34.—; Krautheim St. 1.17; Lassen M. R. 8.—; Landeck J. W. 3.—; Melf Schw. M. 20.20; Mittelberg R. M. 201.—; Mühldorf J. D. 3.51; München N. N. 70.20; Neubeuern A. R. 4.68; Salzburg A. v. G. 8.—; J. Sp. 2.40; St. Valentin A. M. 18.—; Schruns Def. Ac. M. 8.—; Siegburg R. M. 11.75; Steele H. Sch. 70.50; Vandans J. Sch. 1.—; Went Pfr. Th. 67.—; Waizenkirchen J. M. 4.—; J. J. 7.20; Wels J. L. 10.—; N. N. 10.—; Witterschlif J. J. 7.04.

Für die Missionen: Bezan C. J. 3.80; Bramberg J. R. 3.—; Gobrechtsham T. R. 2.—; Hohndorf Pfr. R. 2.94; Klagenfurt S. B.

48.—; Laaber Pfr. D. 2.65; Landeck D. H. Pfr. 16.08; Linz M. G. 1.—; Magenbach Pfr. B. 3.51; Nikolsdorf Koop. D. C. 10.—; Pilsen J. L. 3.—; Ruprechtshofen Benef. S. 8.—; Schruns Def. A. M. 20.—; Womp Pfr. R. 50.—

Für Msgr. Geyer: Bozen A. S. 10.—; D. Linzer Quartalschrift 100.—; Pfälatz E. B. 2.20; Salzburg B. D. 100.—

Effekten fanden ein: P. G. Karniol eine Trompete. — D. J. L. Graz eine Mundharmonika. — R. S. Franzensfeste Briefmarken. — E. B. Olang Ansichtskarten und Briefmarken.

Zur Taufe von Heidenkindern: Durnholz D. K. M. 20.— (Josef); Innsbruck L. W. 100.— (Luise, Maria, Josef, Anton); Schnaitsee J. P. 49.18 (Johann Nepomuk, Lorenz); Unterammergau Pfarramt 24.68 (Nikolaus).

Für die Heidenkinder: Marburg von der II. und III. Klasse der Mädchen-Bürgerschule 7.22.

* * *

„O Herr, verleihe allen unseren Wohltätern um deines Namens willen das ewige Leben!“

Aboonnements-Erneuerungen.

Vom 8. Dezember 1908 bis 1. Januar 1909 haben folgende Nummern ihr Abonnement erneuert:
9 21 23 25 31 48 49 54 57 70 80 85 86 90 97 98 100 101 1-2 118 127 128 131 138 142 150
154 158 168 173 174 175 210 211 227 228 231 234 255 260 265 276 285 290 299 317 318 319 357
358 363 370 373 379 395 403 407 414 442 450 452 467 472 483 490 492 493 506 509 520 536 537
544 546 547 548 560 562 570 578 579 583 585 592 597 601 610 613 620 621 624 625 627 628 630
634 653 654 664 666 672 677 679 680 683 686 693 696 708 715 717 718 719 727 730 736 737 746
757 759 761 762 766 768 771 776 78 783 787 788 807 809 816 825 828 834 843 852 857 859 868
880 895 915 918 941 947 955 958 961 967 975 983 946 10 7 1008 1013 1021 1022 1026 1037 1046
1048 1049 1054 1084 1086 1044 1096 1101 1107 1110 1111 1118 1123 1124 1125 1126 1130 1131 1132
1139 1143 1147 1149 1153 1167 1169 1171 1172 1173 1179 1189 1191 1211 1205 1207 1210 1220 1221
1223 1235 1251 1256 1258 1259 1265 1270 1274 1287 1294 1295 1299 1305 1307 1308 1316 1322 1331
1352 1354 1358 1363 1370 1378 138 1390 1396 1453 1456 146 1475 1477 1478 1490 1506 15 2 1521
1527 1536 1570 1576 1590 16 8 1610 1613 1616 16 1 1631 1635 1636 1644 1651 1662 1684 1665 1679
682 1683 1689 1695 1697 1700 1724 1734 174 1747 1752 1758 1773 1776 1797 1801 1837 1870 1883
85 1892 1911 19 2 1918 1930 1932 1933 1937 1952 1953 1954 1958 1961 1966 1972 19 6 1991 1995
0 2001 2002 200 2012 2013 2018 2034 2039 2043 2049 2062 2067 2070 2071 2075 2089 2090 2093
2122 2151 2154 2181 2182 2189 2194 2205 2208 2212 2257 2261 2268 2278 22 0 2283 2292 23 3
2319 2323 2326 2329 2341 2353 2356 2360 2367 2368 2378 238 2380 2383 2384 2386 2389 2394 2396
2408 2412 2413 2415 2418 2420 2426 2127 2429 24 0 2423 2434 2436 2454 2455 2457 2466 2469
472 2479 2489 2514 2517 2520 2530 2534 2557 2562 2568 2575 2576 2584 2591 2593 2601 2616
329 2651 2657 2663 2692 2700 2714 2718 2722 2726 2727 2735 2742 2754 2761 2763 2764 2765
1776 277 2785 2 91 27 3 2791 2799 2806 2824 2825 2840 2848 2852 2856 2857 2863 2866 2871
894 897 2913 2916 2929 2939 2940 2950 2957 2963 2969 2970 2971 29 3 2975 2980 29 7 3005
30 2 3029 30 2 3034 30 5 3035 3059 3070 3074 3080 3096 3100 3107 3109 3110 3115 3116
324 3128 3140 3151 3154 3172 3 73 3176 3193 3198 3202 3206 3207 3217 3220 3 26 3229 3233
3249 3284 3285 3302 3 16 3321 3332 3 33 3346 3348 3349 3350 33 1 3353 3355 3384 3396 3397
3406 3407 3409 3417 3422 3427 3428 34 0 3433 3441 3445 3447 3449 3 150 3457 3478 3481 3482
3489 3495 3497 3505 3509 3510 3518 3519 3536 3539 3540 3546 3554 3567 3572 3596 3601 3617
3 0 3667 3668 3669 3675 3702 3730 3782 3803 3804 3824 3854 3896 3901 3936 4004 4006 4021
1524 4026 4027 4032 4 37 4039 4047 4057 4066 4068 4069 4082 4089 4110 4118 4131 4145 4148 4155
4159 4162 4166 4177 4193 4196 4200 4 07 4214 4221 4227 5003 5004 5015 5019 5021 5024 5026 5054
5066 5067 5069 5104 5121 5156 5157 5159 5160 5162 5168 5169 5176 5181 5182 5184 5187 5183 5190
5200 5210 5230 5268 528 5286 5 88 5297 5298 5303 5306 5308 5316 5320 5325 5338 5367 5373 5380
5384 5 89 5400 5402 5408 5444 5460 5467 5468 5469 5470 5477 5481 5485 5528 5529 5530 5531
5532 5533 5534 5535 5536 5537 5538 5539 5540 5541 5542 5543 5544 5545 5546 5547 5548 5561 5644
5616 5653 5714 5721 5726 5759 6006 60 0 6056 6083 6300 6361 6362 6399 6400 6405 6432 6448 6471
6494 6500 6502 6535 6539 6585 6591 6607 6635 6643 6650 6660 6666 6680 6685 6703 6715 6733 6745
6786 6818 6847 6863 6901 69 28 6916 6964 6965 6992 6997 6998 7017 7026 7027 7034 7040 7048 7044
7065 7066 7072 7073 7078 7 85 7087 7092 7097 7 09 7112 7117 7119 7124 7133 7146 7156 7174
7190 7207 7211 7218 7224 7238 7241 7256 7258 7264 7270 7276 7284 7293 7297 7299 7303 7307 7316
7317 7318 7320 7326 7327 7330 7332 7333 7336 7338 8002 8006 8008 8009 8 19 8022 8026 8043

Prämien für Abonnentensammler.

Wer einen neuen Abonnenten gewinnt und uns den Betrag Kr. 2.— (2 Mk.) einsendet, erhält ein hübsches Herz Jesu-Bild. Wer zwei neue Abonnenten gewinnt und uns den Betrag von Kr. 4.— (4 Mk.) einsendet, erhält ein hübsches Herz Jesu-Bild und ein Papst-Bild.